
Das Deutsche Mädel
Die Zeitschrift des Bundes Deutscher Mädel in der HJ.
JAHRGANG 1936
JULIHEFT
PREIS 20 PFENNIG
AUSGABE SACHSEN
VORSCHAU:
OLYMPIAKÄMPFERINNEN
KOMMEN ZU GAST

Der Inhalt

HAUPTSCHRIFTLEITERIN: HILDE MUNSKE, REICHSJUGENDFÜHRUNG, BERLIN NW 40, KRONPRINZEN-UFER 10
VERLAG, ANZEIGEN- UND VERTRIEBSABTEILUNG: HANNOVER, GEORGSTRASSE 33

Das Deutsche Mädel

Die Zeitschrift des Bundes Deutscher Mädel in der HJ.

Im Spiegel fremder Völker

Hunderte unserer Führerinnen und Mädel sind bereits auf großer Auslandsfahrt gewesen, haben Länder und Menschen, haben fremdes Volkstum und fremde Staatsform kennengelernt. Darüber hinaus aber sahen sie im Spiegel der anderen Völker stärker und tiefer denn je, was Deutschtum ist, spürten unmittelbarer denn je, was deutscher Geist und deutscher Schaffensdrang in der Welt zu leisten vermögen.

Bewußt führen wir unsere Mädel über die Grenzen des Reiches hinaus. Sie sollen nicht nur wurzeln im deutschen Raum, sollen nicht nur innerdeutsches Leben verstehen, sondern sie sollen auch den Blick geöffnet bekommen für die Weite der Welt, für die Lebensformen und für die Lebensforderungen anderer Völker.

Ganz bewußt soll das deutsche Mädel diese Weite und Vielfalt erleben und erfassen; denn wir wollen keine Generation erziehen, die eng und begrenzten Blickes ist. Politische Klarheit und das Wissen um die großen Zusammenhänge im Völkergeschehen braucht das Mädel von heute, braucht die Frau von morgen. Diese Klarheit und dieses Wissen werden helfen, lebenssichere und einsatzbereite Menschen zu formen, die jeder Lage gewachsen sind.

Wir lernen auf diesen Fahrten und Studienreisen aber nicht nur von den fremden Völkern; wir lernen auch von den Reichsdeutschen im Auslande, die fern der Heimat unter fremder Art und fremdem Brauchtum zum Reich, zum Führer und damit zur nationalsozialistischen Idee stehen. So erleben wir jenseits der Grenzen noch spürbarer die große Schicksalsverbundenheit aller, die deutschen Blutes sind. —

Tausende und aber Tausende aus allen Nationen der Welt werden in diesem Sommer anläßlich der Olympischen Spiele nach Deutschland kommen. Wir wissen, daß der deutsche Aufbauwille, der in allen Gauen des Reiches sichtbar zu spüren ist, daß die in Zucht und Kameradschaft vereinte deutsche Jugend eine nachdrücklichere Sprache sprechen werden als jene toten Buchstaben einer gewissen ausländischen Propaganda.

Wir freuen uns, daß nicht nur die Angehörigen anderer Völker, sondern daß vor allem auch die Reichsdeutschen im Auslande in diesen Sommermonaten Deutschland aufsuchen werden. Sie werden neuen Glauben an die Kraft der nationalsozialistischen Idee mitnehmen; sie werden uns neue Zuversicht geben, daß Deutsche in aller Welt in nimmermüdem Arbeitswillen schaffen und aufbauen und so Ehre und Ansehen des neuen Reiches stärken und unterbauen helfen. Ganz besonders aber freuen wir Mädel uns, daß zu gleicher Zeit hundert reichsdeutsche Jugendführerinnen aus achtunddreißig Staaten der Welt in Deutschland weilen werden. Ihr Besuch im Reich soll vor allem dazu dienen, den reichsdeutschen Mädeln, die im Auslande ansässig sind, eingehend Ausbau und Erfolg der nationalsozialistischen Mädelarbeit zu zeigen. Um sie einzuführen in Aufgabe und Leistung des Bundes Deutscher Mädel werden sie zunächst in zwei Gruppen in den beiden Reichsführerinnenschulen des BDM, Boyden und Potsdam, aufgenommen.

Während den Teilnehmerinnen in Potsdam insbesondere die weltanschauliche Ausrichtung in Heimabenden sowie in Fest- und Feiergestaltung gezeigt wird, dient der Boydener Aufenthalt vor allem der sportlichen Ertüchtigung. Als Ziel ist gesetzt, daß sämtliche Mädel das BDM-Leistungsabzeichen während ihres Aufenthaltes im Reich erwerben. Als Aufenthaltszeit in Potsdam sind ungefähr drei bis vier Wochen vorgesehen, während für Boyden etwa vierzehn Tage bestimmt sind. Durch Austausch der Gruppen wird ermöglicht, daß alle auslandsdeutschen Mädel an beiden Kursen teilnehmen können. Nach Abschluß der Boydener Tage ist eine Fahrt durch ostpreußisches Land vorgesehen. Ein Teil der Strecke wird mit dem Schiff durch die masurische Seenplatte führen. Zur Besichtigung der alten Ordensstadt Königsberg ist außerdem ein voller Tagesaufenthalt geplant. Während der Lehrgangszeit werden die Jugendführerinnen bereits das deutsche Nationaldenkmal bei Tannenberg aufsuchen.

Nach Beendigung der Lehrgangszeit ist für sämtliche reichsdeutschen Jugendführerinnen aus dem Ausland eine Deutschlandfahrt vorgesehen, die von Berlin nach Bamberg führt, damit alle Mädel an der Weihe der 367 Untergauwimpel des BDM teilnehmen können. Von dort wird die Fahrt sodann über Erlangen nach Nürnberg führen, wo sie mit dem Erlebnis des Reichsparteitages ihren Abschluß finden wird.

Die Mädel werden außerdem als Gäste an den Obergau-Sommerlagern des BDM teilnehmen. Sie werden damit in reichem Maße Gelegenheit haben, deutsches Land und deutsche Menschen in der Lagergemeinschaft unseres Bundes kennenzulernen. Neue Kraft und neuen Glauben werden sie mitnehmen nach jenseits der Staatsgrenzen. Wir aber werden in diesen Lagern genau so stark wie auf unseren Auslandsfahrten spüren, was Aufgabe und Verpflichtung für Deutschland heißt.

Eindrücke einer Italienreise

Viel, unendlich viel ließe sich von diesen Eindrücken sagen. Aber aus der Fülle des Erlebten und Neuen sollen lediglich drei, vier kleine Beobachtungen herausgegriffen werden, die gerade in ihrer fast unscheinbaren Art Wesentliches zeigen von italienischer Jugend und zugleich aber auch von deutscher Stellung im Ausland.

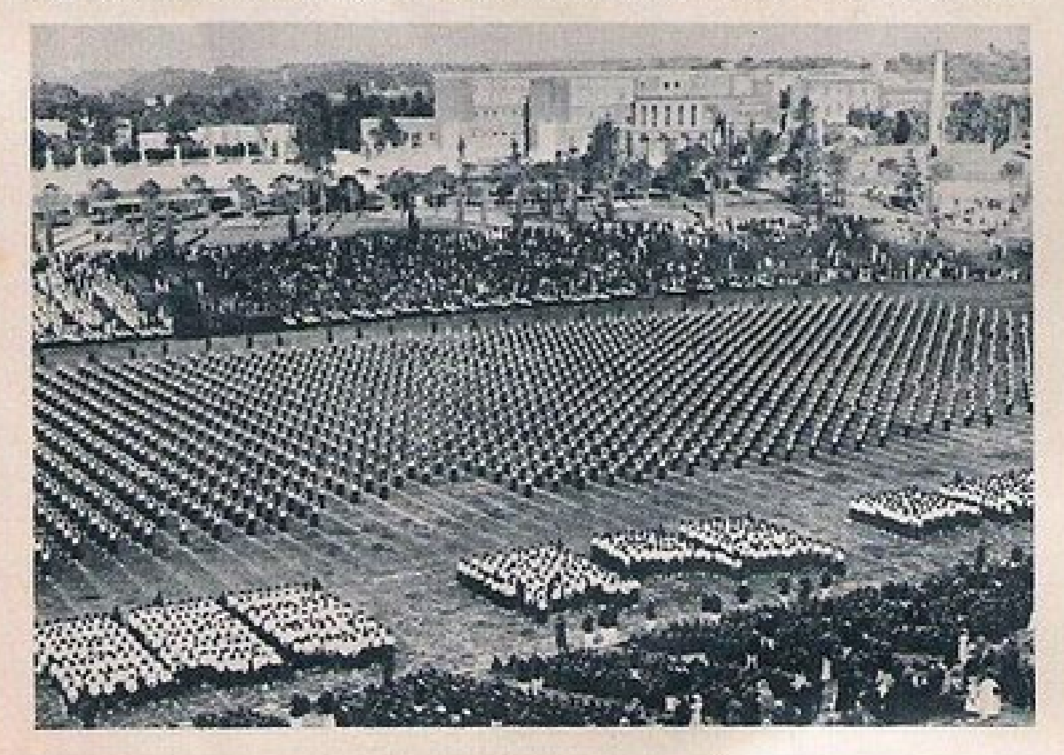
In Venedig war es, auf dem Markusplatz. Die Tauben, die sonst diesen weiten Raum vor dem Dogenpalast unbehelligt bevölkern, saßen ringsum auf den Häusersimsen. In einem großen, tiefgliedrigen Viereck war die Giovanni Ataliane aufmarschiert; die Mädel zwischen vierzehn und achtzehn Jahren aus Venedig und der näheren Umgegend waren zum Appell angetreten. Hell und klar wirkte das Gesamtbild durch die kleidsame Tracht. Aber nicht das war das Wesentlichste, auch nicht die fast militärische Art des Vorbeimarsches oder die so vielfach geschminkten und gepuderten Gesichter der Führerinnen, — sondern das Wesentliche war die Art, in der die Balilla, die Jungenorganisation, den Ordnungsdienst versah und Spalier bildete: Achtung und Anerkennung sprachen daraus.

Und diese Achtung und Anerkennung, ja Ritterlichkeit konnte man immer wieder und wieder bei allen kleinen und großen Aufmärschen und Kundgebungen spüren. Ob bei der Einweihung einer Casa del Balilla — jeder größere Ort hat ein eigenes Haus mit Turnhalle und Sportplätzen für die italienische Jugendorganisation — ob bei einer Veranstaltung der Faschistischen Partei, bei Sportvorführungen im Forum Romanum oder bei einem Vorbeimarsch an Mussolini, — immer wieder und wieder spürte man aus allem heraus, mit welcher Achtung und Ritterlichkeit Balilla und Avantguardisten der faschistischen Mädelorganisation gegenüberstehen. — —

Vorbeimarsch der italienischen Mädel am Duce



Sportvorführungen der Mädel im Forum Romanum



Von Neapel aus machten wir einen mehrtägigen Abstecher nach Capri, der Felseninsel. Wir hatten unsere Freude an diesem zerklüfteten Eiland, das durch seine Blumenfülle eine fast unvorstellbare Farbenpracht erhalten hat; und wir hatten unsere Freude an dem fast unwahrscheinlichen Bau des Meeres. Von Fischern hatten wir uns hinausrudern lassen zu den vielen wundersamen Grotten der Insel.

Sie sangen auf der ganzen Fahrt, sangen alte italienische Weisen mit südlichem Pathos und einer überreichen Mimik... Bis dann der eine von Deutschland zu sprechen begann. Vor dem Kriege war er an Bord eines italienischen Kreuzers in den wesentlichsten deutschen Hafenstädten gewesen. So erzählte er in gebrochenem Deutsch, und noch heut erklärte er voller Staunen und Bewunderung: „Deutsche Schiffe gutt, sähr gutt, sähr gutt deutsche Marine, deutsche Matrosen! Oh, man kann sähr viel lernen in Deutschland . . .“ —

Auf der Rückfahrt von Capri berührten wir wieder Neapel. Als sich unser Schiff dem Hafen näherte, bot sich uns ein äußerst buntes und lebendiges Bild. Verschiedene Einheiten der italienischen Flotte lagen draußen an der Mole; ein Marinewasserflugzeug setzte gerade zum Start an . . . Dann aber wandten sich die Blicke nach rechts hinüber zu den Höhenzügen, über deren höchstem die Rauchfahne des Vesuv lag.

Unbeschreiblich schön sah Neapel in dieser Mittagsstunde aus. Hell lag die Sonne auf den unzähligen weißen Häuserzügen, die rings an den Hängen förmlich hochzukriechen schienen . . . Die Passagiere an Bord des Mittelmeerdampfers brachen in Rufe des Entzückens und der Bewunderung aus. Wir aber stimmten nicht mit ein; wir kannten Neapel von unserem früheren Aufenthalt her. Nach all der Sauberkeit und Ordnung der oberitalienischen Städte waren wir förmlich enttäuscht gewesen; denn Neapel trägt einen ausgesprochen südlichen Charakter: Vorwiegend enge, schmutzige Gassen, ganze Häuserfassaden voller Wäsche und ein Rudel von bettelnden und feilschenden Kindern.

Ein kleiner Vorfall, der sich kurz vor der Landung in Neapel abspielte, sei noch kurz erwähnt: „Dort drüben liegt „Rex“, der größte italienische Passagierdampfer“, erklärte ein italienischer Führer einer deutschen Reisegesellschaft. Alle Blicke richteten sich auf das Riesenschiff, das von Schuten und Lastkähnen umgeben war und augenscheinlich Vorbereitungen zu einer neuen Ueberseereise traf. „Rex ist nicht nur das modernste Schiff, sondern es ist als Inhaber des Blauen Bandes . . .“, so wollte der Italiener fortfahren, als eine deutsche Stimme ihm alle weiteren Erklärungen abschnitt: „Inhaber des Blauen Bandes?! Nach der Bremen, mein Herr!“ — —

Ein wenig überrascht waren wir zunächst von Rom. Es trat als Sitz der faschistischen Bewegung kaum im äußeren Bild der Stadt in Erscheinung. Mönche aus aller Welt bevölkerten die Straßen . . . In jenen Tagen, als Addis Abeba fiel, schien dann aber jäh das katholischen Rom wie ausgelöscht zu sein. Fast jeder zweite, dritte — gleich ob Mann, Junge oder Mädel — trug nun die faschistische Uniform; alle Häuser und Zäune waren bunt mit Aussprüchen des Duce plakatiert; begeisterte, ja vom Sieg fast trunkene Menschenmassen füllten die Straßen und öffentlichen Plätze. Der Faschismus bestimmte Rom und seine Menschen. —

Viele kleine Einzelheiten verrieten uns im weiteren Verlauf der Italienreise, in welchem Maße der abessinische Krieg das italienische Volk zu aktivieren verstand. Kehrten — um nur ein Beispiel zu nennen — italienische Arbeiter, kenntlich an ihren Khakiuniformen, vom Straßenbau in Abessinien zurück, dann waren sie in den Zügen im Nu immer Mittelpunkt des einzelnen Abteiles. Ob Mann oder Frau, ob jung oder alt, — sie alle konnten nie genug hören vom Verlauf des Krieges, vom Fortschritt der verschiedenen großen Bauprojekte im neuen Kaiserreich Aethiopien.

Die Illustrierten zeigten im Rückblick wieder und wieder in zahllosen, überaus bunten Wiedergaben die einzelnen Abschnitte der Eroberung und des Aufbaus; die Wochenschauen, die Tageszeitungen und vor allem eine Fülle von Plakaten hielten laufend eine äußerst wirksame Verbindung zwischen den abessinischen Plänen und dem italienischen Volk aufrecht. So konnte man auf der Fahrt durch Italien immer wieder spüren, in welch starkem Maße eine geschickte und gute Propaganda beizutragen vermag zur Aktivierung und zum Zusammenschluß eines Volkes unter einem großen Blickpunkt.

Hilde Munske.

Kleine ägyptische Erlebnisse

Man weiß wohl heute, daß Aegypten, vor allem Kairo, nicht allein der Treffpunkt morgenländischer Mystik und verfeinerter abendländischer Zivilisation ist, man weiß wohl, daß Aegypten nicht das Kindermärchenland der Pyramiden und der Sphinx und der Palmen ist, sondern daß es ein Land politischer Spannungen, das Land der „orientalischen Frage“ ist. Wie stark aber bei einem Aufenthalt dort alles weit in den Hintergrund tritt vor kleinen politischen Erlebnissen — das hat man nicht gewußt! —

So rückten zum Beispiel alle noch so kostbaren Schätze des Tutanchamon im großen britischen Museum mit ihrer unglaublichen Schönheit und Eleganz in den Hintergrund bei einem Gespräch mit Abu Hassan II., dem „deutschen Reiseführer“! Er stellte sich mir mit tiefer Verbeugung als Abu Hassan II. vor. Abu Hassan II. trug das langwallende ägyptische Gewand, einen roten Fez auf dem Kopf und war erfüllt von Nationalstolz für sein ägyptisches Reich.

Mit der einen Hand erklärte er mir die große Statue von Ramses II., und mit der anderen deutete er auf eine Gruppe Engländer und Engländerinnen, die durch das Museum gingen. Bedeutsam nickte er zu mir herüber: „Deutsch gutt Freund, gutt Freund, Sie haben gutt Kaiser!“ Erstaunt erklärte ich ihm: „Wir haben keinen Kaiser, Abu Hassan!“ Ungläubig sah er mich an, dann erklang es: „Hittläär, Hittläär!“ Ich darauf: „Das ist unser F ü h r e r, nicht Kaiser!“

Zufrieden nickte er also: „Gutt Führer, gutt Führer“, gleichzeitig zeigte er noch einmal auf die Gruppe Engländer und sagte leise: „English no friends“, und machte eine nicht mißzuverstehende Gebärde. Als er merkte, daß mir dies alles viel wichtiger erschien als Ramses II. und seine Gemahlin, da zog er mich in eine Ecke, holte aus seinem weiten Gewand ein ägyptisches Zeitungsblatt hervor und siehe da: das Bild des Führers in der Mitte und rund herum anscheinend ein Aufsatz über ihn auf der ersten Seite der Zeitung. —

Und ganz ähnlich geschah es im Bazar von Kairo, dem sonderbarsten und interessantesten Markt des Orients. In einem unentrinnbaren Gewirr von Gassen und Gäßchen, in Torbogen auf der Straße, in höhlenartigen Räumen tanzten die kleinen braunen Araberjungen um mich herum und schrien: „Hitler nix Devisen — schadet nichts, kommen Sie ansehen unsere Schätze“, und überall wurde man mit „Heil Hitler“ begrüßt, und überall hörte man Bewunderung und Neid.

Hitler sollte kommen und in Spanien die kommunistischen Unruhen zu Ende bringen, erzählte die liebenswürdige, hochelegante Senorita im Hotel von Kairo, genau so wie der Aegypter ähnliches für sein Land ersehnte. Wohin man kam und als Deutsche erkannt wurde, riefen sie „Hittläär!“

Nur die Frauen in diesem Lande, die Aegypterinnen, wußten nichts davon. So oft man versuchte, mit ihnen in ein Gespräch zu kommen, war es unmöglich, politische Fragen zu berühren. Ein Interesse hierfür war bei ihnen einfach nicht vorhanden; während für alle Aegypter die Kenntnis des politischen Geschehens ganz selbstverständlich war. Es war im übrigen schwierig, sich mit Aegypterinnen zu unterhalten, da man sie wohl überall auf der Straße verschleiert, in schwarze Gewänder gehüllt sieht, aber sonst nicht mit ihnen in Berührung kommt, weil alle Dienste des Haushaltes und Hotels von Schwarzen besorgt werden, an die wir Deutsche uns nur mühsam gewöhnen können. —

Als ich von Kairo nach den Pyramiden mit der Straßenbahn fuhr, — im allgemeinen ist das für Europäerinnen nicht üblich, da sie einen Wagen zu benutzen pflegen —, stieg ich ahnungslos in das sogenannte „Damenabteil“ der Straßenbahn. Nach einiger Zeit war das Abteil überfüllt von Negerweibern und einer Unzahl ganz grell angezogener Negerkinder. Ueberaus erstaunt wurde ich betrachtet; man schien es als etwas Ungewöhnliches aufzufassen. Zunächst wurde in allen möglichen Sprachen und Kauderwelsch ein Gespräch mit mir versucht, leider ohne Erfolg!

Dann aber kam der kritische Moment: Eine Negerin hatte ein fast aussätziges Kind auf dem Arm, das über und über mit großen Geschwüren bedeckt war. Stolz präsentierte sie es mir, und als mein Gesicht auch nur für den Bruchteil einer Sekunde



Das englische Mittelmeergeschwader vor Gibraltar

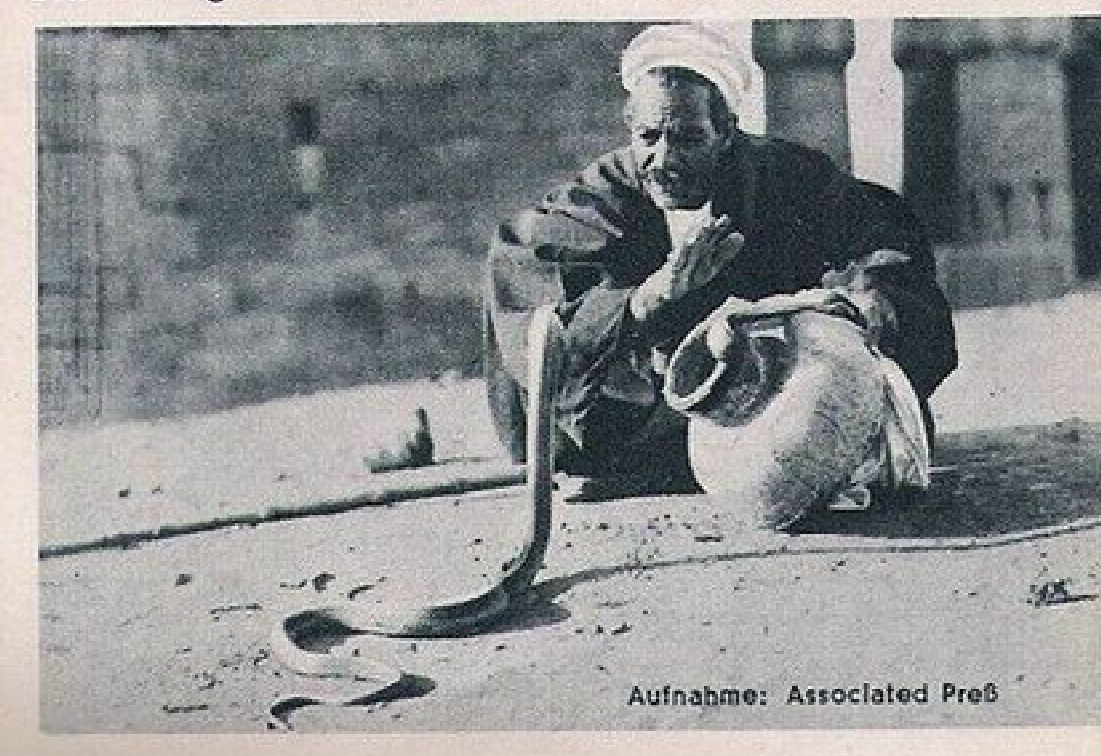


Ägyptisches Militär zieht aus zu Schanzarbeiten



(3): Weltbild

Ein alltägliches und ein seltenes Straßenbild



Aufnahme: Associated Preß

einen unüberwindbaren Ekel ausdrückte, wandten sich die gesamten Insassen gegen mich. Drohende Worte und Gebärden, ein wütendes Geschimpfe und vor allem Blicke, daß man nicht wußte, wohin man sehen sollte. Eine Viertelstunde lang dauerte die Fahrt, während ich förmlich eingekeilt saß unter diesen Frauen, deren Haß ständig wuchs.

Alle Theorien über Rassenfragen waren in diesem Augenblick völlig wesenlos; wach blieb allein der Instinkt der Abwehr und des Entsetzens und dieses durch-Welten-getrennt-sein von den Auffassungen und Begriffen dieser farbigen Menschen. Wenn alle in Deutschland, die die Rassenfrage auch heute noch nicht verstehen und noch in irgendeinem Mitleid befangen sind, in diesem Augenblick an meiner Stelle gewesen wären, es gäbe auch für sie keine Debatte mehr über die Richtigkeit der Rassengesetze. Noch jetzt packt mich ein Grauen, wenn ich an diese Fahrt zu den Pyramiden denke. —

Außerordentlich interessant, aber für uns zunächst unverständlich ist das Betteln und Handeln in Aegypten. Wohin man auch kommt, überall wird man mit dem Ruf „Bakschisch" und der ausgestreckten Hand angehalten. (Bakschisch ist der Ausdruck für ein Geschenk im Orient.) Auf welche Weise die einzelnen zu ihrem Bakschisch gelangen, ist unbegreiflich und erstaunlich.

Das kleine Kind, das hinten in einem Sack auf dem Rücken der Mutter getragen wird und erst knapp Mutter sagen kann, streckt einem die Hand entgegen und kräht „Schisch"! Kommt man in die Stadt, stürzen sich drei Schwarze auf die bestaubten Schuhe, bürsten sie unaufgefordert blank, stehen da und schreien „Bakschisch". Halbwüchsige Jungen rennen neben einem her, schlagen Rad, machen einem einen Zirkus vor, laufen oft einen Kilometer hinterher und rufen: „Fräulein, Bakschisch!"

Niemals aber habe ich eine ägyptische Frau betteln sehen. Die Frauen leben völlig abgeschlossen und für uns unergründbar. Fassungslos stehen wir aber vor der Tatsache, daß diese Menschen ohne jegliche Volkszählung, ohne Statistik, ohne Gesundheitsüberwachung heranwachsen. Irgendwo in einem Winkel geboren, werden sie eine Weile auf dem Rücken der Mutter umhergetragen, um dann in vielen Fällen einfach auf die Straße gesetzt zu werden.

Wovon sich diese Kinder, die scharenweise herumlaufen, ernähren, weiß kein Mensch. Wir sahen sie oft schlafend mitten auf der Straße liegen, irgendeinen alten Sack als Kopfkissen. Ich hörte, daß sehr viele sich eine alte Bürste erbetteln und dann als Schuhputzer ihr Leben fristen; oftmals sollen sie sich sogar eine ganz stattliche Summe zusammensparen, mit der sie sich dann draußen vor der Stadt ein Stückchen Land kaufen.

Auf der vier Stunden langen Fahrt von Kairo nach Port Said sah man die „Ackerbauer Aegyptens" auf ihrem kleinen Acker, an der Straße den uralten, hölzernen Ziehbrunnen, um den ein Büffel herumlief. Mit einem primitiven Holzpflug — genau so wie zu Zeiten Pharaos — bebauen sie ihr Land; sie essen und leben wie tausend Jahre vorher.

Auf dieser Fahrt kam man etwas zur Ruhe; man sah nicht mehr das Getriebe der Stadt, stand nicht unbedingt in jeder Stunde unter dem Eindruck politischer Erlebnisse und Beobachtungen. So konnte man tatsächlich endlich auch einmal an die große Geschichte dieses Landes denken und auf die phantastische Eigenart seiner Landschaft achten die besonders deutlich spürbar wurde, wenn am Horizont der Wüste eine Kamelkarawane entlangzog, wenn Salzseen vorüberglitten und auf der anderen Seite eine Fata Morgana auftauchte.

Als wir uns dann Port Said näherten, erlebten wir den gräßlichen Sandsturm, der in jenen Tagen wütete. Schon nach einem kurzen Augenblick war das ganze Abteil mit einer zwei Zentimeter hohen Sandschicht bedeckt; und man konnte sich nicht anders retten, als daß man sich wie eine Aegypterin das halbe Gesicht mit einem Tuch verhing. Eine mitreisende Auslandsdeutsche riet dazu. Sie fuhr auch nach Port Said.

Als wir dort noch am Abend zusammensaßen, schilderte sie mir deutsches Leben und deutsche Arbeit in diesem Lande, während ich von Deutschland erzählen mußte. Beim Abschied sagte sie mir: „Sie wissen, daß die Eltern von Rudolf Heß in Aegypten wohnen. Ich kenne sie gut. Sie glauben nicht, wie stolz wir alle sind, daß einer der größten Männer des heutigen Deutschlands aus den Reihen der Auslandsdeutschen Aegyptens stammt!"

Anni Piorreck.

Ausschnitte einer Palästinafahrt

Schon der erste Tag auf dem Schiff zeigte mir, daß ich von jetzt ab in einer fremden Welt lebte: ich war auf dem ganzen Schiff die einzige Arierin. Alle übrigen Mitreisende waren Juden: Emigranten oder Ferienreisende. Sie erzählten von Siedlungen, die sie in Palästina gekauft hatten, verfolgten besorgt und genau den Verlauf der Unruhen dort, sprachen von der Wirtschaftslage. Häufig fiel der Name Tel-Aviv. Ich wußte, das war die neu erbaute jüdische Großstadt in Palästina.

Ueber Genua, Neapel und Alexandria kamen wir nach fünf Tagen Seefahrt in die Nähe des Festlandes. Die Stimmung an Bord wechselte plötzlich. Eine heimliche Erregung hatte das ganze Schiff ergriffen, und als endlich in der Ferne die feinen Linien der syrischen Küste auftauchten, begrüßten die Juden ihr „gelobtes Land" mit feierlichen zionistischen Gesängen und Händeklatschen. Sehr fremd fühlte ich mich in dieser Gesellschaft. Ich spürte, hier ist ein Volk, das durch eine Welt von uns getrennt ist; und doch sprachen alle diese Menschen deutsch, waren einmal deutsche Staatsbürger gewesen. In diesem Augenblick erschien mir das fast unbegreiflich.

Als wir in Jaffa anlegten, war das Schiff sofort voll von Einheimischen, natürlich ebenfalls fast durchweg Juden. Die Nachrichten, die sie brachten, waren für die Einwanderer wenig erfreulich: Streik und Judenverfolgungen im ganzen Land. Es war für einen Juden nicht ungefährlich, sich in Palästina aufzuhalten und fast unmöglich, dort zu siedeln. Manche der Mitreisenden wurden durch diese Erzählungen so abgeschreckt, daß sie beschlossen, sofort mit dem nächsten Schiff Palästina wieder zu verlassen. Ich selbst ging so bald wie möglich von Bord. Für Deutsche war die Lage ja vollkommen ungefährlich...

Längere Fahrten durch das Land waren wegen der Unruhen und Streiks immer mit allerlei Schwierigkeiten verbunden, wenn wir auch als Ausländer nicht eigentlich in Gefahr waren.

Aber schon die Barrikaden auf den Straßen erschwerten das Vorwärtskommen im Auto. Dazu wurde man alle Augenblicke angehalten. Englische Polizei untersuchte uns nach Waffen, und Araber fragten, ob wir vom Streikkommando Erlaubnis zum Fahren hätten. Aber überall, wo wir als Deutsche erkannt wurden, machte man uns den Weg frei.

Allerdings eines konnte man uns nicht aus dem Wege räumen, die unzähligen Nägel auf den Straßen! Alle Augenblicke mußten wir halten. Die ganzen Landstraßen, besonders die Kurven, waren mit langen Nägeln besät, die sich in die Reifen bohrten. Oft steckten auch sechs bis sieben Nägel in einem Stück Pappe und stellten dadurch eine besonders gefährliche Falle dar. Wenn das Auto an solchen Stellen halten mußte, stürmten junge arabische Burschen auf uns zu mit Steinen und Stöcken, und wenn wir Juden gewesen wären, wäre es uns und unserem Wagen schlimm ergangen. Aber sobald sie uns als Deutsche erkannten, waren sie wie verwandelt. Unter lautem „Heil Hitler", Rufen und Klatschen ließen sie uns weiterfahren.

Es war ganz eigenartig, unseren gewohnten Gruß von diesem braunen Volk zu hören. Keiner von den vielen Arabern, die uns umringten, hatte doch jemals Deutschland gesehen; aber alle kannten sie unseren Führer. Er war für sie der einzige Mann auf der Welt, der auch ihre verhaßten Gegner bekämpft, die Juden. Wohin ich auch kam, ob ins arabische Bauernland des Südens oder in die Wüste Transjordaniens, ob in den Norden an den See Genezareth oder nach Jerusalem, überall wurde ich gefragt: „Wann kommt Hitler einmal zu uns und vertreibt die Juden!"

Jerusalem habe ich in fast achttägigem Besuch gründlich kennengelernt. Es gibt dort sogar eine ganz große deutsche Kolonie. Württemberger Siedler sind im vorigen Jahrhundert dorthin gezogen und haben eine geschlossene deutsche Ansiedlung geschaffen. Sie liegt etwas außerhalb der Stadt und ist sofort an den sauberen, ordentlichen Straßen und den schönen Gärten zu erkennen. Dadurch zeichnen sich überhaupt alle deutschen Kolonien Palästinas aus, und man wird ganz stolz auf deutschen Fleiß und deutsche Arbeit.

Dagegen die rein jüdischen Siedlungen! Die Häuser sind dort oft völlig wahllos durcheinander gesetzt, und an wohl angelegte

Gärten ist gar nicht zu denken. Meistens liegt der Bauschutt noch jahrelang um das Haus herum. Nur einige jüdische Siedlungen der Zionisten, d. h. der national-jüdischen Bewegung, machen einen sehr gepflegten und sauberen Eindruck. Aber das sind sogenannte „Mustersiedlungen" die also nicht typisch sind.

Neben diesen ländlichen jüdischen Siedlungen lernte ich auch die Großstadt Tel-Aviv kennen, eine Stadt von 250 000 Einwohnern, in der nur Juden leben. Sie ist innerhalb der letzten zehn Jahre entstanden und zeigt in allen ihren Teilen das Unfertige und Unbefriedigende einer Siedlung, in der jeder baut und niederreißt, wo und wie es ihm gerade einfällt.

Kein Plan ist im Aufbau dieser Stadt zu finden, nicht die geringste großzügige Linie. Man findet alles nebeneinander: Die vornehmsten Cafés an der Strandpromenade und die prunkvollsten Kinos, daneben aber halb abgerissene Häuser, die schon seit Monaten als Ruinen liegen blieben, weil das Abreißen sich nicht lohnte. Auch in den Hauptstraßen waren viele Häuser nicht fertig gebaut, weil vielleicht später einmal ein neues Stockwerk aufgesetzt werden sollte, wenn die Miete gute Geschäfte zuließ. Da es den ganzen Sommer drüben nicht regnet, kann man die Häuser ohne Schaden unfertig stehen lassen!

Ebenso uneinheitlich wirkt die Bevölkerung dieser Stadt. Neben eleganten Frauen, die auffällig gekleidet und bemalt mit rotlackierten Fußnägeln durch die Straßen trippeln, tauchen plötzlich langbärtige polnische Juden auf oder die echten Kaftanjuden mit langen, schwarzen Locken. Tel-Aviv ist die Stadt der Gegensätze: drei Schritte von der Hauptstraße entfernt kann man in Schmutz und Unrat fast versinken. Ungepflasterte, völlig systemlos angelegte Straßen, auf denen neben dem Bauschutt auch der Abfall aus den Häusern herumliegt, sind bezeichnend für diesen Mittelpunkt des Judentums in Palästina.

Um so überraschter ist man, wenn man an der einen Seite Tel-Avivs plötzlich an eine ganz scharfe „Kulturgrenze" kommt. Dort beginnen die großen, gepflegten Felder des deutschen Dorfes Sarana. Auch die dortigen Ansiedler sind Württemberger, und als ich bei den deutschen Mädeln des Ortes in der Schule war, schwäbelte alles so stark um mich herum, daß ich mich nach Stuttgart oder Tübingen versetzt glaubte.

So wie in dieser bäuerlichen Siedlung sieht es in allen deutschen Dörfern Palästinas aus. Mädel und Jungen, die zum größten Teil hier geboren sind, sehen genau so aus wie unsere Schwaben in Deutschland und denken und fühlen auch genau so. Nur eines unterscheidet sie: die meisten haben Deutschland, deutsche Wälder, Berge und Seen noch nie gesehen. Die erste Bitte, die sie daher an mich richteten, war immer: „Erzähl' uns von Deutschland!"

Ich sprach ihnen dann vom Führer, von unseren Feierstunden oder Fahrtenspielen im „richtigen Wald". Davon konnten sie alle nicht genug bekommen, immer wieder fiel die Aeußerung: „Später gehe ich auch einmal nach Deutschland und lerne dort etwas Ordentliches."

Die Deutschen in Palästina sind teils Bauern, die in geschlossenen dörflichen Kolonien wohnen und sich einen gewissen Wohlstand erworben haben — teils sind es Ingenieure, Kaufleute oder Angestellte in den Städten. Ueberall besteht ein sehr enger Zusammenhalt und eine erfreuliche Hilfsbereitschaft. Das Gefühl für die gleiche Volks- und Blutsgemeinschaft, die sich gegenüber allen fremden Einflüssen rein erhält, ist sehr stark in Palästina.

Für mich war es ein besonders großes Erlebnis, daß ich an einem der letzten Tage das Fest der nationalen Arbeit drüben mitfeiern durfte. Während im ganzen Lande Streit und Aufruhr tobte und überall Uneinigkeit herrschte, versammelten sich die Deutschen der ganzen Siedlung, um eine friedliche Feier der Gemeinschaft aller schaffenden Deutschen zu begehen. Noch nie machten mir unsere Lieder und Gedichte einen so großen Eindruck wie dort, noch nie habe ich die deutsche Bluts- und Volksgemeinschaft so stark empfunden.

Dieses Erlebnis beschäftigte mich noch lange auf der Heimfahrt: In aller Buntheit und Vielfalt fremden Landes und Volkstums war plötzlich ein Stück Heimat gewesen, geschaffen von deutschen Menschen, die über See und Land hinweg ihr Volkstum zu wahren wußten; und ich war stolz und glücklich, daß ich zu ihnen gehören durfte.

Lotte Becker.



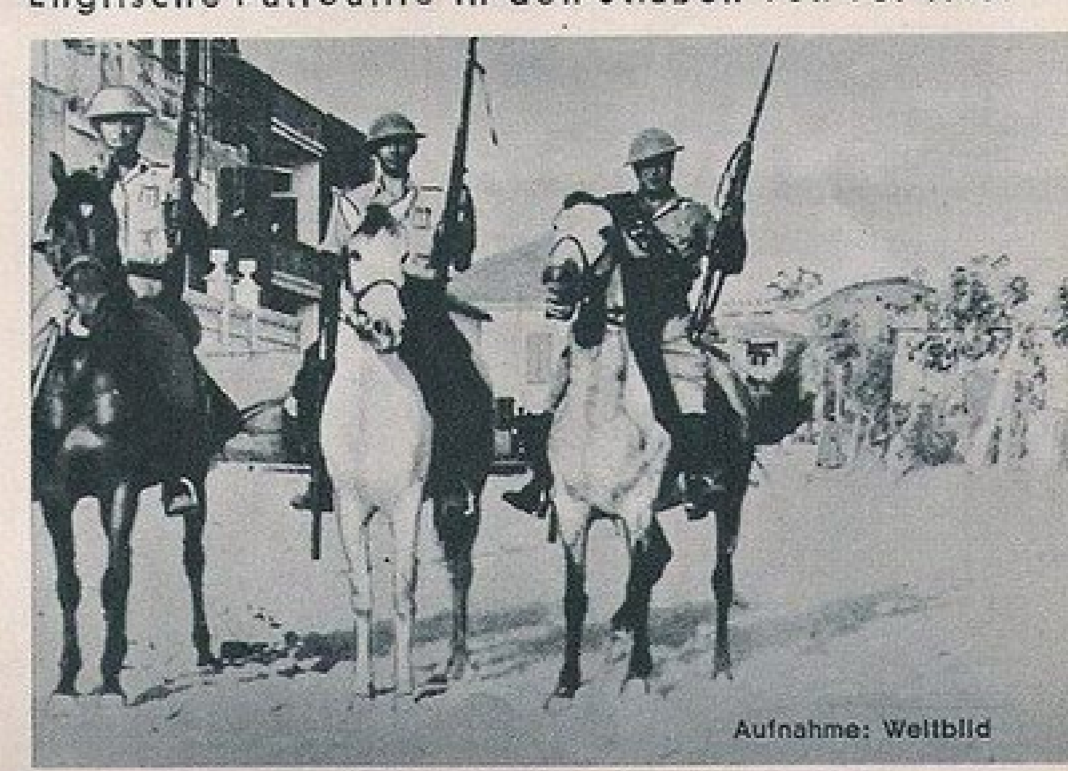
Kundgebungen aufständischer Araber in Palästina



Bei den Unruhen zerstörtes jüdisches Krankenhaus



Englische Patrouille in den Straßen von Tel-Aviv



Aufnahme: Weltbild



Aufnahme: Hahn-Hann

MÄDEL AM WERK

VII. Das Jugendamt der Deutschen Arbeitsfront

Alle berufstätigen Mädel werden vom Jugendamt der Deutschen Arbeitsfront erfaßt und betreut. Der Mädelarbeit des Jugendamtes untersteht die gesamte weibliche werktätige Jugend vom 14. bis 21. Lebensjahre in allen sozialpolitischen und berufserzieherischen Fragen. Die Zahl der berufstätigen Mädel dieser Altersklassen ist verhältnismäßig sehr groß. Die Betreuung der fast drei Millionen weiblicher jugendlicher Werktätiger wird vom Jugendamt der DAF organisatorisch derart vorgenommen, daß 32 Gaue wiederum in Kreise eingeteilt sind, die sich aus den einzelnen Orten zusammensetzen. Als kleinste Einheit im großen Aufgabengebiet des Jugendamtes steht der Arbeitskreis der örtlichen Jugendreferentin, mit der dann wieder die Vertrauensmädel der einzelnen Betriebe Hand in Hand arbeiten.

Die großen Aufgabengebiete des Jugendamtes sind: Berufserziehung, berufliche Weiterbildung der Jungarbeiterinnen und ihre soziale Betreuung am Arbeitsplatz. Gerade die fachberufliche Schulung, die neben der pflichtmäßigen Arbeit in den Berufsschulen durch freiwillige Teilnahme ermöglicht wird, ist in besonderem Maße geeignet, der Jungarbeiterin, die nur eine rein mechanische Arbeit zu verrichten hat, das Verständnis für ihre Arbeit, für große volkswirtschaftliche Zusammenhänge usw. zu weiten. Diese zusätzliche Berufsschulung erfolgt, den fachlichen Voraussetzungen der einzelnen Betriebsgemeinschaften entsprechend, in Form von Uebungskameradschaften, die in praktischer Art werkstattähnlich Berufsfertigkeiten üben und fördern.

Sie umfassen in der Regel 10 bis 15 Teilnehmer. Bei kaufmännischen Berufen tritt an die Stelle der Uebungskameradschaften die Uebungsfirma. Eine weitere zusätzliche Berufsschulung ist die Form der Arbeitsgemeinschaften. Diese ebenfalls freiwilligen Arbeitsgemeinschaften sind Lehrgänge berufstheoretischer Art, die die notwendigen Kenntnisse für die praktische Berufsausbildung vermitteln. Die Arbeitsgemeinschaften, die gegebenenfalls natürlich auch praktische Arbeiten umfassen, sind in der Hauptsache kenntnisvermittelnder Art. Sie können bis zu 25 Teilnehmer umfassen. Auf wirtschaftskundlichen Fahrten, die gewöhnlich sechs Tage dauern sollen, wobei vier der fachberuflichen, zwei der hauswirtschaftlichen Schulung zugedacht sind, bietet sich eine weitere Möglichkeit, den Gesichtskreis der Mädel in fachberuflicher, wirtschaftsgeographischer und wirtschaftspolitischer Hinsicht zu weiten.

Die Teilnahme an diesen Arten zusätzlicher Berufsschulung ist überall eine sehr rege, ein Zeichen für die Richtigkeit und Notwendigkeit dieser Arbeit des Jugendamtes der DAF. Um hierzu Zahlen anzuführen, sei bemerkt, daß die einzelnen Reichsbetriebsgemeinschaften innerhalb der DAF im Jahre 1935 insgesamt 116 solcher wirtschaftskundlichen Fahrten durchführen konnten, wobei die RBG „Druck“ und „Bekleidung“ mit je 18 Fahrten an der Spitze lagen.

In der dringend notwendigen Ergänzung zur fachberuflichen, zusätzlichen Berufsschulung werden die Mädel aber auch in hauswirtschaftlichen Arbeitsgemeinschaften erfaßt, an denen die Teilnahme wiederum durchaus freiwillig ist. Erst fachberufliche und hauswirtschaftliche Arbeitsgemeinschaften runden das Lebens- und Berufsbild unserer Mädel in der Weise ab, daß neben den beruflichen Pflichten auch die häuslichen volle Anerkennung finden. Kochen, Einmachen, Backen, Nähen, Werkarbeit, Heimgestaltung und Heimerhaltung stehen im Vordergrund dieser hauswirtschaftlichen Arbeitsgemeinschaften. Für 1935 ergaben sich über die freiwillige Teilnahme an diesen hauswirtschaftlichen Arbeitsgemeinschaften folgende erfreuliche Zahlen: Ueber 6000 Arbeitsgemeinschaften wurden gebildet und durchgeführt, und über 100 000 junge werktätige Mädel nahmen an ihnen teil.

Von weiteren wichtigen Arbeitsgebieten des Jugendamtes der DAF ist die Jugendbetriebsarbeit zu nennen, die alle sozialpolitischen Fragen umfaßt, die sich aus der Arbeit der Jugendlichen in den Betrieben ergeben. So erfaßt sie die Mitarbeit an der Gestaltung gesunder Arbeitsverhältnisse und die weltanschauliche Ausrichtung der Jungarbeiterinnen am Arbeitsplatz. Die Grundlage, auf der sich diese sozialpolitische Arbeit aufbauen kann, bildet einzig und allein die bejahende

Einstellung der Mädel zur Arbeit, Leistung und damit zum Beruf. Im Mittelpunkt unserer Arbeit steht augenblicklich das künftige Gesetz über die Kinderarbeit und die Arbeitszeit der Jugendlichen sowie das Berufsausbildungsgesetz.

In gleichem Maße ist das Jugendamt der DAF an der Neugestaltung des Frauenschutzes interessiert, der auch den Arbeitsschutz für die weibliche Jugend über 18 Jahre einschließen wird. Die Mitarbeit an diesen Aufgaben ergibt sich aus der Tatsache, daß im Jugendamt der DAF die werktätigen Mädel bis zum 21. Lebensjahre erfaßt werden.

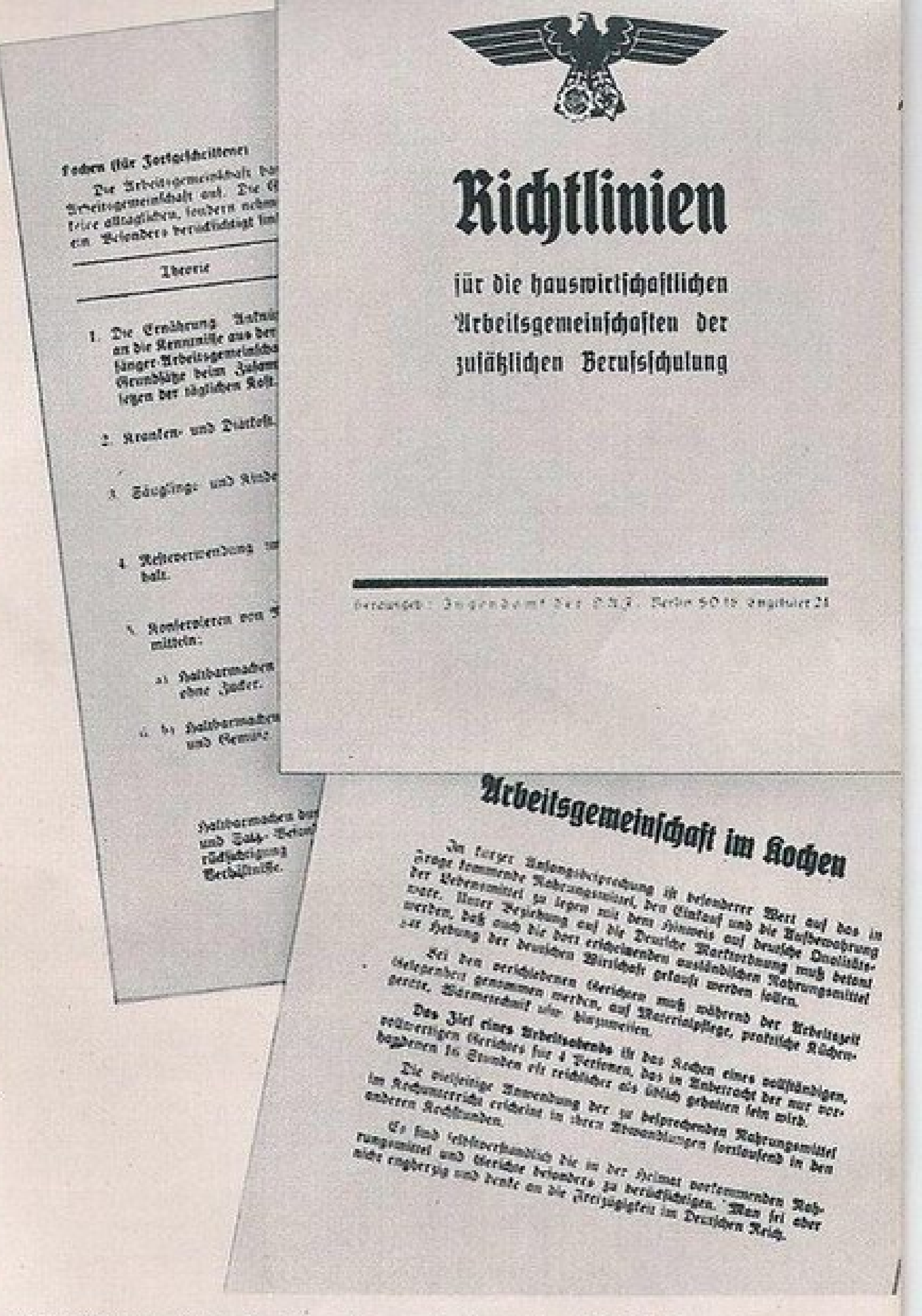
Im Vordergrund der Arbeit steht augenblicklich die Freizeitaktion und Freizeitgestaltung für unsere berufstätigen Mädel. Wenn auch auf diesen Gebieten noch vieles erst angestrebt wird, so kann man doch auch hier schon auf gute geleistete Arbeit zurückblicken. Das Recht auf Urlaub, das einem jeden Werktätigen zusteht, soll gerade für die jugendlichen Arbeitskameraden besonders nachdrücklich betont werden, weil die Entwicklungsalter ja eine erhöhte Rücksichtnahme nach dieser Richtung hin verlangen.

Zur Gestaltung der Urlaubszeit dienen in erster Linie die Freizeitlager. Aus den Reichsbetriebsgemeinschaften nahmen 1935 an 12 500 Jungarbeiterinnen an solchen Freizeitlagern teil, die neben der Kräftigung und Erholung des Körpers auch vor allem der Bildung des Kameradschaftsgefühls und der weltanschaulichen Ausrichtung dienen.

Die Hauptstütze in der praktischen Arbeit des Jugendamtes ist das Vertrauensmädel der einzelnen Betriebe, durch das auch die letzte jugendliche Werktätige in das große Aufbauwerk am schaffenden Menschen Deutschlands mit einbezogen wird. Dieses Wort „Vertrauensmädel" besagt schon allein, wie die Stellung dieses Mädels zu ihren Kameraden sein soll. Als Stütze des Betriebswalters betreut sie die jungen weiblichen Gefolgschaftsmitglieder, bringt ihre Sorgen und Nöte entweder durch den Betriebswalter dem Betriebsführer nahe oder durch die Ortsjugendreferentin dem Jugendamt der DAF. Jugendbetriebsappelle, Betriebsabende usw. stellen das kameradschaftliche Band zwischen den jugendlichen Gefolgschaftsmitgliedern her, über das Vertrauensmädel geht auch der Weg und die Anregung zu den einzelnen Arten der zusätzlichen Berufsschulung. Wir haben heute in Deutschland bereits rund 6000 Vertrauensmädel in den Betrieben, ein kleines, ständig wachsendes Heer zuverlässiger Mitarbeiter des Jugendamtes. Von der „Olympiade der Arbeit", dem Reichsberufswettkampf, ist ja an anderer Stelle genügend berichtet worden, so daß hier nicht noch einmal ausführlich auf dieses weitere wichtige Arbeitsgebiet des Jugendamtes der DAF eingegangen zu werden braucht.

Mit diesen Ausführungen sind nur kurz die Arbeiten des Jugendamtes der DAF gestreift. Sein Ziel geht dahin, frohe, gesunde und leistungsfähige Menschen werden zu lassen. Das bedeutet, daß jede Mühe angewandt werden muß, Arbeitsplätze zu schaffen, an denen diese Menschen wirken können. Menschen sollen erzogen werden, die von Arbeitswillen und Arbeitsfreude beseelt sind, die mit ihrer Arbeit verwachsen!

J. v. K.



Kochen (für Fortgeschrittene)

Theorie

1. Die Ernährung ...
2. Kranken- und Diätkost ...
3. Säuglings- und Kinde...
4. Resteverwendung ...
5. Konservieren von ...
a) Haltbarmachen ... ohne Zucker.
b) Haltbarmachen ... und Gemüse

Richtlinien

für die hauswirtschaftlichen Arbeitsgemeinschaften der zusätzlichen Berufsschulung

Herausgeber: Jugendamt der DAF, Berlin SO 16 Engelufer 21

Arbeitsgemeinschaft im Kochen

In kurzer Anfangsbesprechung ist besonderer Wert auf das in Frage kommende Nahrungsmittel, den Einkauf und die Aufbewahrung der Lebensmittel zu legen mit dem Hinweis auf deutsche Qualitätsware. Unter Beziehung auf die Deutsche Marktordnung muß betont werden, daß auch die dort erscheinenden ausländischen Nahrungsmittel zur Hebung der deutschen Wirtschaft gekauft werden sollen.

Bei den verschiedenen Gerichten muß während der Arbeitszeit Gelegenheit genommen werden, auf Materialpflege, praktische Küchengeräte, Wärmetechnik usw. hinzuweisen.

Das Ziel eines Arbeitsabends ist das Kochen eines vollständigen, vollwertigen Gerichtes für 4 Personen, das in Anbetracht der nur vorhandenen 16 Stunden oft reichlicher als üblich gehalten sein wird.

Die vielseitige Anwendung der zu besprechenden Nahrungsmittel im Kochunterricht erscheint in ihren Abwandlungen fortlaufend in den anderen Kochstunden.

Es sind selbstverständlich die in der Heimat vorkommenden Nahrungsmittel und Gerichte besonders zu berücksichtigen. Man sei aber nicht engherzig und denke an die Freizügigkeit im Deutschen Reich.

Freiwillig schulen sich die Mädel in der Übungsfirma für den Beruf



Aufnahme: Hahn-Hahn

Die Mädelreferentin des Jugendamtes der DAF, Erna Pranz



Aufnahmen (2): W. von Samson-Himmelstjerna

Als Studentin am Platz einer Arbeiterin

Es ist eine feine Einrichtung, daß wir Studentinnen in unseren Ferien 14 Tage Fabrikarbeit leisten können, damit verheiratete Frauen und erholungsbedürftige Mädel einmal ausspannen dürfen und während dieser Zeit trotzdem ihren Lohn bekommen.

Eine ganze Anzahl von uns hatte sich dafür gemeldet. Mit einer anderen Kameradin wurde ich für eine Kaffeezusatzfabrik ausgesucht. Einige Tage später besuchten wir beide „unsere Fabrik“. Zuerst wollten sie uns bange machen! Vielleicht trauten sie uns auch nicht viel zu. Vom Scheuern könnten sie uns nicht befreien, sagten die Arbeiterinnen, und wir sollten möglichst nicht in seidenen Kleidern erscheinen! Bange machen gilt aber nicht! Nur abwarten! Wir würden ihnen schon zeigen, ob wir etwas leisten können!

So standen wir denn am festgesetzten Tage vor der Fabrik. Um 7 Uhr sollte die Arbeit beginnen. Wir hatten die besten Vorsätze und machten das fröhlichste Gesicht. Wenn es auch noch so schwer werden sollte, unterkriegen lassen wollten wir uns nicht. Als die Sirene endlich zum Arbeitsbeginn heulte, guckten wir uns beide recht erstaunt an, denn es war uns, als wären wir hier schon gar nicht mehr fremd. Wir hatten Hände gedrückt und mit so vielen Arbeiterinnen gesprochen, und es war, als gehörten wir schon immer zu ihnen.

Eine nahm mich in den Fabriksaal und zeigte mir meine Arbeit. Hier wurde der feingemahlene Kaffeezusatz maschinell in Würfel gepreßt. Lore und ich hatten je sechs Maschinen zu betreuen, und dafür zu sorgen, daß in jedem Trichter stets genügend Pulver war. Nebenbei mußten wir Kisten holen, in denen etwa 300 Schachteln steckten. Diese Schachteln, in denen ein dünner Pergamentbeutel und ein Streifen Wellpappe eingearbeitet sind und die an einer Seite offen stehen, mußten schön aufgeschichtet werden. Stellt Euch vor, etwa 500 Schachteln aufbauen. Zuerst wollte es einfach nicht gelingen. Mehr als zwei Reihen konnte ich am ersten Tag nicht bewältigen. Die obersten Kartons rutschten dauernd herunter. Aber ich war auch zu unruhig, denn ich hatte dasselbe bei vier Maschinen zu tun.

Ihr müßt nun nicht denken, daß diese Arbeit langsam getan werden konnte. Im Gegenteil, kaum schichtete ich die Kartons, hatte ich Angst, daß ein Trichter leer sei. Das war auch so eine Sache! Jeder Trichter faßte etwa zehn Pfund und entleerte sich in zehn Minuten. Da hieß es aufpassen, denn sobald kein Kaffeezusatz mehr darin war, klapperte es so laut, daß es alle anderen hörten. Außerdem konnte die nächste Arbeiterin nicht weiterarbeiten und verlor dadurch etwas von ihrem Verdienst.

Unter dem Trichter stand ein Faß mit Kaffeezusatz, aus dem ich jeweilig den Trichter zu füllen hatte. Nun stand dieser nicht still, sondern bewegte sich ständig vor und zurück. Am Anfang schüttete ich jedesmal die Hälfte vorbei. „Jetzt paßt du auf“, dachte ich und schon war er wieder hinten, als ob er über meine Bemühungen lachte. Man konnte die erste Zeit richtig in Wut kommen. Aber dann hatte ich endlich den Trick heraus und stellte mich schon geschickter an. Geisttötend konnte ich die Arbeit bestimmt nicht finden. Mächtig aufpassen mußte ich.

Und — glaubst Du, daß einem eine Maschine liebwerden kann? Zuerst kamen mir die sausenden Räder und Riemen hinter den Schutzgittern immer ein bissel gefährlich vor. Als aber der erste Tag zu Ende war und alles still stand, schaute ich mir die Teile recht gut an, und als ich sie mit den Arbeiterinnen zusammen jeden Abend wieder ganz schön blank gewaschen hatte, wurden sie mir immer vertrauter.

Auch die vielen Päckchen, die alle durch meine Hände wanderten, habe ich liebgewonnen. Lore und ich trugen in der einen Woche etwa 60 000 große und 30 000 kleine Päckchen, bauten sie auf, schichteten sie und trugen sie wieder fort. Ordentlich stolz war ich, wenn ein Posten über dem anderen und einer neben dem anderen stand.

Die neuen Arbeitskameradinnen begrüßen sich



Aufpassen —! So wird die Spule eingesetzt!



Einmal dachte ich an etwas anderes und ergriff die leeren, kleinen Schachteln von der offenen Seite. Da fielen alle 120 Pergamentpapierchen und Pappen heraus. Das kam nie wieder vor; denn in Zukunft habe ich aufgepaßt. Von Tag zu Tag ging es besser, und ich bekam immer mehr Uebersicht. Die Beine gewöhnten sich an den Marsch und auch der Arm, der täglich etwa zwanzig Zentner einschaufelte, wurde nicht mehr lahm . . . . .

Und nun will ich euch von meinen Arbeitskameradinnen erzählen. Ueberlegt euch einmal, ob ihr tatsächlich schon richtig deutlich gefühlt habt: „Das ist Kameradschaft!" Ich habe es gefühlt, erlebt . . . Ich werde es nie mehr vergessen. Eigentlich spricht man davon nicht viel, aber ich muß es einmal tun.

Gleich als wir in den Frühstücksraum kamen, sagten uns die Arbeiterinnen: wie fein das sei, daß wir für zwei Frauen eintreten wollten. Die eine sei vor zwei Jahren an eiterndem Rippenfell operiert worden und immer noch krank; eine Krankenschwester hätte sie für vierzehn Tage zur Kur eingeladen. Die andere sei an der linken Seite durch die Nerven gelähmt und nun von Bekannten eingeladen worden.

„Wie so ein kleiner Gott haben sich die beiden gefreut", so erzählte eine, und auf den Gesichtern der anderen lag soviel Freude, — kein bissel Neidgefühl! Sie hätten aber immer ein wenig Angst gehabt, ob es uns nicht zuviel würde — und geweint hätten sie und gesagt: „Das haben wir alles unserem Führer zu verdanken." Sie ließen uns durch eine Kameradin eine Schachtel Schokolade überreichen.

Wißt ihr, da war so etwas wie Scham in uns. Wir mußten zu viel Lob hören und hatten es doch nicht verdient. Was taten wir denn besonderes?"

Ich kann die unzähligen Gelegenheiten gar nicht erzählen, bei denen die Arbeitskameradinnen mir irgendwie behilflich waren. Oft war ein Trichter, den ich übersehen hatte, schon von einer Arbeitskameradin gefüllt oder Schachteln geholt, beim Mittagessen war unser Platz gedeckt, — es war so, daß man sich immer freuen mußte . . .

Fast jede Arbeiterin erzählte uns, wie gern sie in „ihrer" Fabrik arbeite. So einen Stolz hätte ich nicht erwartet. Wir mußten unbedingt die Fabrik besichtigen, ihre Blumenfenster bewundern und die hellen Räume, die Ruhezimmer für die Arbeiterinnen, überhaupt alles. Von der im Bau befindlichen Heißwasseranlage wurde uns gleich erzählt . . .

Und noch etwas war da, was ich noch nicht selbst erlebt hatte. Lag da eines Tages an jedem Platz ein KdF-Heftchen. Ich wollte natürlich wissen, ob sie auch schon mit KdF fortgewesen wären. Die 72jährige sagte: „Ach die 5 Pf. im Monat gebe ich so gerne für das Heftchen. Fortfahren tue ich ja nicht mehr, aber alles lesen, das ist doch auch schön!"

Eine 50jährige erzählte mir von einer Fahrt nach Berlin, von den schönen Führungen, und alles sei so billig gewesen. Sie sah so froh drein, daß ich mich in der Pause zu ihr setzte und ihr von den Alpen und der See erzählte. Da lauschte sie ganz andächtig, und nun weiß sie noch nicht, ob es das nächste Mal nach Norden oder Süden gehen soll.

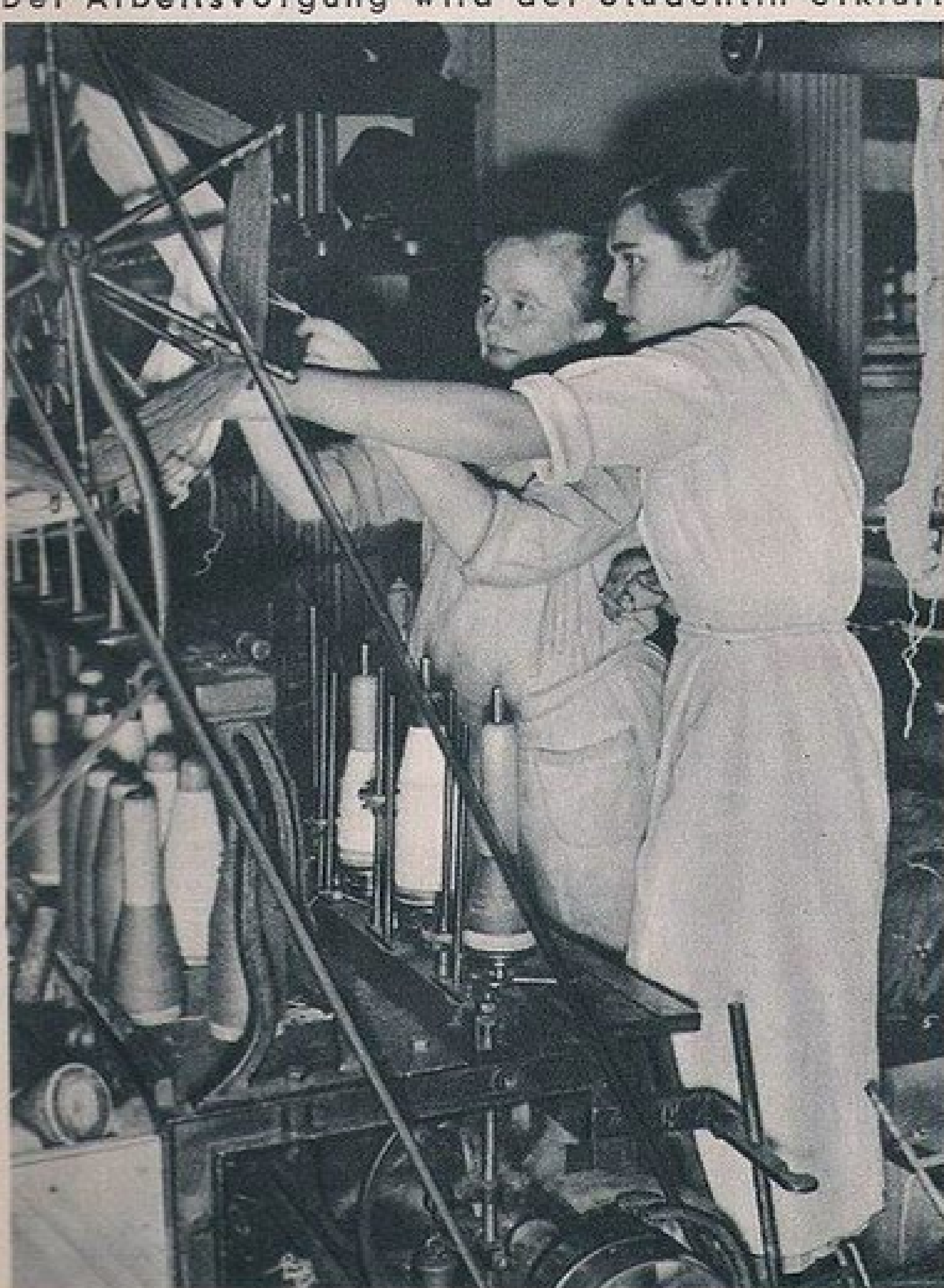
Am letzten Tage durften wir die ganze Fabrik besichtigen, überall kannte man uns, und jeder zeigte gern, was er arbeitete. Als dann am Mittag das Zeichen zum Schluß ertönte und die Maschinen langsam ausliefen, lachten alle und riefen: „Feierabend", — und wir riefen es mit!

Dann wurde alles blitzblank gescheuert, — und dann drückten wir alle Hände. Ein paar Arbeiterinnen schauten traurig drein, und manche sagte: „Wir haben uns doch gut verstanden? Vergessen Sie uns nicht ganz?" Wir mußten versprechen, einmal auf Besuch zu kommen. Wir haben sogar noch mehr versprochen: Nämlich im nächsten Jahr wieder zu kommen und noch andere mitzubringen. Das Versprechen fiel uns nicht schwer, das könnt ihr glauben!

Selbst die Fabrikleitung, die uns erst Angst gemacht hatte, sagte: „Na, wir glaubten nicht recht, daß sie es aushalten würden, — aber jetzt ist wohl vieles anders geworden als früher, bei den Arbeiterinnen und Studentinnen!" — —

Das will ich meinen! Ein Sachsenmädel.

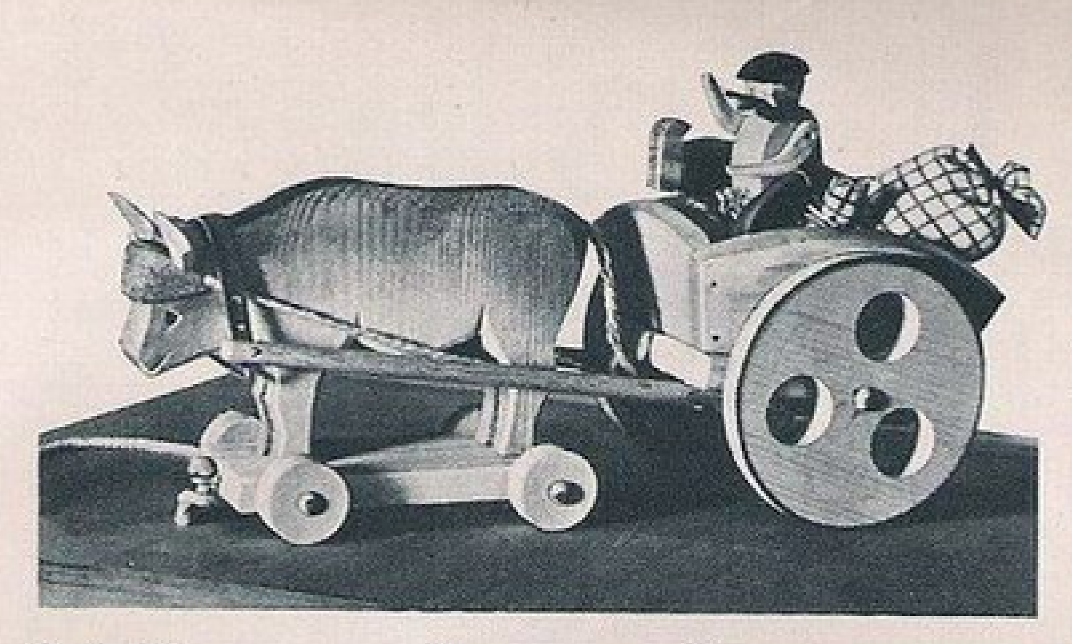
Der Arbeitsvorgang wird der Studentin erklärt



Beim gemeinsamen Kaffeeholen in der Pause



[Aufnah]men (4): Presseamt der DAF



Wir wollen das Gediegene

Lebendiges Holz

Die grundlegende Feststellung des kürzlich in Potsdam durchgeführten BDM-Werkkurses hat klar und eindeutig darauf hingewiesen, daß die Werkarbeitsschulung des BDM eine Stil- und Geschmacksschulung sein müsse, deren höchster Sinn in dem Heranführen an das Material, an den Werkstoff bestehe. Durch dieses Vertrautmachen mit dem Stoff, sei es nun Papier oder Pappe, Leder oder Metall, wird das Verständnis geweckt für eine werkgerechte Form des verarbeiteten Materials.

Wenn wir heute aus der Fülle der Dinge, die wir zum Gebrauch und Schmuck in unseren Heimen aufstellen oder für die Ausgestaltung einer Wohnung benötigen, jene Gegenstände auswählen, die aus Holz gearbeitet werden, so sei jedoch darauf hingewiesen, daß die Arbeit am Holz eine anstrengende und daher vorwiegend dem Jungen vorbehaltene Behandlung erfordert. Das Vertrautmachen mit dem Holz muß sich aus diesem Grunde vor allem auf das Betrachten der vom Handwerker gefertigten Gegenstände beschränken. Doch können wir Mädel gerade bei diesen Holzgegenständen das Gefühl für Form und saubere Ausführung schärfen und dann umgekehrt durch unsere Wünsche und Anforderungen den fachgeübten Handwerksmeister zu immer neuen und dem Stoff immer stärker entsprechenden Formen anregen.

Daß es sich dabei natürlich nicht um ein Ausklügeln von neuen Formen handeln darf, ist wohl selbstverständlich. Denn auch hier ist eine schöpferische Arbeit notwendig, die nicht aus dem verstandesmäßigen Erfassen, sondern aus dem Gefühl für das Holz entspringt. Holz ist immer ein lebendiger, ein „gewachsener Stoff“, mag es sich nun um einfaches Tannenholz oder um Kirschbaum-, Nußbaum- oder sonstiges Holz handeln. Die Gestaltung durch den Menschen wird daher immer etwas von dem lebendigen Rhythmus des Gewachsenen aufzeigen müssen.

Da das Holz seit ältesten Zeiten derjenige Stoff gewesen ist, der dem Menschen für Schmuck- und Gebrauchsgegenstände in reichem Maße zur Verfügung stand, ist es natürlich nicht möglich, im Rahmen dieser kurzen Darstellung alle Gegenstände anzuführen, die aus dem Holz gefertigt werden können. Wir beschränken uns daher darauf, Form und Verzierung zu betrachten, wie sie uns an den verschiedensten Holzarbeiten täglich entgegentreten.

Die Form ist dabei in der Gesamtbeurteilung in starkem Maße ausschlaggebend. Das beweist vielleicht am besten ein vom Drechsler in sauberer handwerklicher Arbeit hergestellter Teller, der keinerlei Verzierung durch Schnitzerei oder Bemalung aufweist. Die besondere Wirkung, die aber trotzdem erzielt wird, beruht allein auf der klaren Durchführung der geschwungenen Linie, die sich aus dem aufsteigenden Boden bis zum Rande ergibt. Lediglich die natürliche Maserung des Holzes unterstreicht die Bewegung und den Schwung in der Form. Auf

diesen Holzteller paßt wohl die Bezeichnung „schlicht" in des Wortes ganzer Bedeutung, denn nicht nüchtern oder primitiv, sondern lebendig und von klarer Schönheit ist die Auffassung, die aus ihm spricht. Das gleiche gilt von manchen hölzernen Eierbechern, deren kugelige und geschwungene Form geradezu dazu einlädt, das weiße Ei hineinzustecken.

Wie weit voran man bereits in früheren Jahrhunderten auf diesem Gebiet gewesen ist, zeigen uns neben Schalen und Tellern insbesondere die alten eichenen Truhen und Schränke, die wir in so manchem Bauernhause noch finden können. Dazu kommen die Verzierungen und Schnitzereien, die von der Ausdauer und Freude des Handwerkers an seiner Arbeit zeugen.

Die Fischer aus Pommern und auf Rügen schnitzen zum Beispiel ihre alten Muster aus den überlieferten „Fischmotiven" noch heute in ihre Schalen und Brotteller. Nicht eine spielerische Ornamentik ist es, die sie dabei gestalten, sondern sowohl in der Raumaufteilung wie auch im Muster selbst lebt der tiefe Sinn, den der nordische Mensch aus den Gesetzen der Natur in seine eigenen Heimstätten überträgt.

Ehe wir Mädel daher daran gehen, die Verzierungen an hölzernen Arbeiten, mag es sich um Schalen, Teller, Leuchter oder größere Wohngegenstände handeln, zu beurteilen oder gar selbst zu entwerfen, müssen wir uns zunächst mit diesen überlieferten Mustern beschäftigen. Wir können dies leicht ermöglichen durch den Besuch von Volkskunde-Museen oder dadurch, daß wir auf unsern sommerlichen Fahrten Augen und Ohren offen haben. In reichem Maße werden wir dann in allen Gauen Deutschlands die Bestätigung finden, daß gerade die Verzierung eines Gegenstandes nicht spielerisch aufgefaßt werden darf, sondern daß ihm eine Anschauung, eine Sinngebung innewohnen muß.

Durch diese Betrachtung über die Arbeit am Holz soll neben der Rückbesinnung auf alte deutsche Volkskunst auch der Anstoß gegeben werden, zu neuem Schaffen, das aus den Zielen unserer Zeit entspringt. Denn nicht damit ist es getan, daß wir die alten überlieferten Muster nachahmen und handwerklich sauber gestalten, sondern gerade unsere Generation, die durch die Vervollkommnung der Technik in weit größerem Maße alle notwendigen handwerklichen Voraussetzungen besitzt, muß selbst schöpferisch sein. Nur so können wir dazu beitragen, daß das reiche Erbe unserer Vorfahren nicht zerfällt, sondern immer neuen Zustrom aus dem Reichtum und der Vielfalt unserer deutschen Stämme erhält.

Meinhild Voth.

Unser Mädellanddienst

Nunmehr hat der Bund Deutscher Mädel nach dem Vorbild der Landdienstgruppen der HJ einen Mädellanddienst aufgebaut, der sich im wesentlichen auf die Umschulungslager stützt, die der BDM schon vor rund zwei Jahren im Auftrag der Reichsanstalt durchgeführt hat. Der Mädellanddienst hat das Ziel, Mädel, die sich für die Landarbeit eignen, der Landwirtschaft zuzuführen, da hier in großem Maße geeignete Kräfte benötigt werden.

Zu diesem Mädellanddienst können sich Mädel im Alter von 15 bis 25 Jahren — gleich welchen Berufes — melden. Sie müssen körperlich den Anforderungen der Landarbeit gewachsen sein, und daher ist für die Auswahl des einzelnen Mädels die ärztliche Gesundheitsbescheinigung mit das Ausschlaggebende. Allerdings wird sich das betreffende Mädel gleichzeitig durch ein polizeiliches Führungszeugnis und durch die üblichen Bescheinigungen und Eintragungen des Arbeitsamtes ausweisen müssen. Bei Minderjährigen hat der gesetzliche Vertreter bei allen Unterschriften mitzuunterzeichnen.

Die Anmeldung als solche erfolgt durch ein von der Reichsjugendführung herausgegebenes Formular, das von den zuständigen Sozialämtern der Obergaue anzufordern ist. Die Einberufung erfolgt jedoch direkt durch das Soziale Amt der Reichsjugendführung.

Werden die Mädel einberufen, so haben sie innerhalb der Landdienstgruppe eine zwei- bis dreiwöchige Probezeit zu bestehen, in der sie beweisen, ob sie charakterlich und gesundheitlich den Forderungen des deutschen Landdienstes gewachsen sind. Nach dieser Eignungsprüfung können sie mit dem bäuerlichen Betrieb einen Vertrag abschließen, in dem sie sich unter anderem verpflichten, mindestens ein halbes Jahr in der Landarbeit zu bleiben. Durch den Vertragsabschluß stehen die Mädel mit ihrer Arbeitsstelle in einem regelrechten Arbeitsverhältnis und werden tarifmäßig entlohnt.

Allerdings staffelt sich diese Entlohnung, der der ortsübliche Tarif für freie Arbeiter zugrunde liegt. Hier wird selbstverständlich die Leistung Richtschnur sein. Diese Art der Lohnstaffelung vermeidet in jedem Falle eine Ungerechtigkeit gegenüber dem Lohn der eingesessenen Landarbeiter.

Der Mädellanddienst wird als Dorfgruppeneinsatz möglich gemacht, d. h. die Landdienstmädel werden unter Leitung einer Führerin in kleineren Gruppen lagermäßig zusammengefaßt und zum Arbeitseinsatz gebracht. Für je fünf Mädel steht der Landdienstgruppenführerin eine landwirtschaftlich geschulte Helferin zur Seite.

Die Führerin sowie die Helferinnen werden jedoch in einem besonderen Lehrgang für ihre Arbeit geschult, da ihnen neben der fachmäßigen Leitung ebenfalls die weltanschauliche Schulung und die Gestaltung der Freizeit obliegt.

Die Unterbringung der Mädel erfolgt in einem Gemeinschaftslager, dessen Unterhaltungskosten gemeinsam von den Betriebsführern getragen werden. Wo die lagermäßige Unterbringung der Landdienstmädel nicht möglich ist, erfolgt die Einzelunterbringung in den bäuerlichen Betrieben selbst.

Um auch hier die Mädel innerhalb einer Gemeinschaft zu erfassen, werden sie am Abend zu festgesetzten Zeiten in einem Heim zusammengefaßt und weltanschaulich geschult. So steht das einzelne Landdienstmädel — gleich ob es im Lager oder im bäuerlichen Betrieb untergebracht ist — immer innerhalb einer Gemeinschaft mit seinen Kameradinnen unter der Führung eines BDM-Mädels.

Die Verpflegung der Landdienstmädel liegt in der Hauptsache bei dem Bauern selber. Bei einer lagermäßigen Unterbringung wird es meistens so sein, daß die Mädel Frühstück und Abendbrot erhalten. Allerdings wird sich die Verpflegung nach den örtlichen Verhältnissen richten. Wenn der Bauer in keinem Falle für die Verpflegung des einzelnen Mädels sorgt, so hat er entweder höheren Barlohn zu zahlen, damit die Nahrungsmittel eingekauft werden können oder er liefert dem Lager Naturalien.

Die Führerin einer Landdienstgruppe, die ebenfalls wie die Mädel bei einem Bauern arbeitet, muß das unbedingte Vertrauen der Mädel besitzen. Sie hält Ruhe und Ordnung im Lager und sorgt für eine weltanschauliche Ausrichtung der Mädel. Sie führt auch die Mädel in die Dorfgemeinschaft ein und muß in allen Dingen die Entscheidung treffen. Von den Mädeln wiederum wird unbedingter Gehorsam und ein Sichfügen in die Gemeinschaft, Fleiß und Arbeitswillen verlangt.

Die Voraussetzung für die Landarbeit überhaupt und für die ganze Art des Zusammenlebens der Mädel untereinander ist die körperliche und seelische Gesundheit. Der Landdienst erfordert den ganzen Menschen. Allerdings wird eine Ausnutzung des einzelnen Mädels nicht vorkommen, da sie unter dem Lagerschutz steht und außerdem wird es dann Aufgabe der Führerin sein, vermittelnd und ausgleichend einzugreifen.

Die Mädellanddienstgruppen sind keine sozialen Einrichtungen, um erholungsbedürftige Mädel auf das Land zu bringen, sondern um tadellose vollwertige Menschen in die Landarbeit einzuspannen und sie gleichzeitig durch ein Gemeinschaftsleben zu verbinden. So ist der Mädellanddienst eine wirtschaftspoltische Notwendigkeit, der durch eine lagermäßige Unterbringung und durch seine Organisation die Gewähr gibt, daß diese Landdienstmädel den Dienst am deutschen Boden als Dienst am deutschen Volk empfinden.

In einer intensiven Kleinarbeit wurden alle Voraussetzungen geschaffen, die auch dem Mädellanddienst des BDM einen Erfolg sichern werden.

Hildegard Kownatzki.



OLYMPIAKÄMPFERINNEN KOMMEN ZU GAST

Am 20. Juli 1936, mittags, wird an der Stätte der antiken Olympischen Spiele der erste der rund dreitausend Läufer starten, die in einem riesigen Staffellauf durch Griechenland, Bulgarien, Jugoslawien, Ungarn, Oesterreich und die Tschechoslowakei den Feuerbrand nach Berlin tragen, wo am 1. August die Olympische Flamme auf dem Turm des Stadions entzündet wird.

Die XI. Olympiade vom 1. bis 16. August 1936 in Berlin ist damit eröffnet, die Mannschaften von rund 50 Nationen werden mit ihren Nationalflaggen in das Stadion einmarschieren und den Olympischen Eid ablegen, „in ritterlichem Geiste, zur Ehre ihrer Länder und zum Ruhme des Sportes" zu kämpfen. Während die große weiße Flagge mit den fünf ineinander verschlungenen Ringen als Sinnbild der fünf Erdteile am Maste der Kampfbahn zum ersten Male hochgeht, erschallt auch zum ersten Male der Ruf der Olympiaglocke, die die Jugend der Welt zum friedlichen Wettstreit auffordert. —

An der Heerstraße, am Westrande Berlins, sind die Olympischen Kampfstätten entstanden, auf denen die rund 4000 Teilnehmer der Kämpfe in 19 verschiedenen Sportarten miteinander ringen werden. Das Kernstück des insgesamt 131 Hektar großen Reichssportfeldes ist das Olympiastadion, das Plätze für 100 000 Zuschauer bereit hält. Im offenen Westtor mit dem Blick auf den 76 Meter hohen, schlanken Turm der Olympiaglocke stehen die 15 Meter hohen Blöcke, in die vor den Augen der Zuschauer die Namen der Sieger in Stein gemeißelt werden.

Ein Schwimmstadion, die traditionelle deutsche Regattastrecke Berlin—Grünau, die Deutschlandhalle, ein in ihrer Nähe entstehendes Radstadion, die Schießstände in Berlin—Wannsee, der Turnierplatz der Reiter auf dem Reichssportfeld und die Kieler Förde für die Segelregatta sind die wichtigsten Nebenkampfstätten der XI. Olympiade in Deutschland.

Der Gedanke, daß im Zeichen der Olympischen Spiele die Jugend der Völker einander näherkommen soll, wird Gestalt in dem großen Jugendtreffen, das mit den Spielen von 1936 verbunden wird. Alle an den Spielen beteiligten Länder sind eingeladen worden, die Teilnehmer sind, sobald sie die Landesgrenze überschritten haben, Deutschlands Gäste. Ein Zeltlager in der Nachbarschaft des Reichssportfeldes wird sämtliche Teilnehmer aufnehmen. —

Es sind insgesamt 120 Wettkämpfe, die abgehalten werden, und zwar sowohl Einzel- wie Mannschaftswettkämpfe. Zum größten Teil sind sie für Männer, zum kleineren Teil für Frauen bestimmt.

Wie schwierig die organisatorisch-technischen Vorbereitungen für die reibungslose Durchführung der Wettkämpfe sind, dafür mag ein Beispiel von den turnerischen Frauenpflichtübungen dienen. Weil nämlich über den richtigen Bewegungsverlauf dieser Pflichtübungen für das Frauenturnen wegen der schwierigen turnsprachlichen Verständigung keine Klarheit unter den Teilnehmerinnen der verschiedenen Nationen herrschte oder verschiedene Auffassungen möglich waren, wurde in der gleichen Weise wie für das Männerturnen ein Schmalfilm aufgenommen.

Es handelt sich dabei um je eine Uebung am Barren mit ungleich langen Holmen, am Schwebebaum und um den Sprung über das quergestellte Pferd. Dieser Film besitzt eine Länge von etwa 30 Metern und eine Vorführungsdauer von drei Minuten. Je eine Kopie dieses Films wurde allen Nationen, die sich am Frauenturnen zu beteiligen gedenken, auf Anfordern kostenlos zugesandt. —

Für die männlichen Teilnehmer ist das Olympische Dorf nach den Plänen und unter der Leitung des Architekten March errichtet worden. Auf dem sandigen, nur mit spärlicher Grasnarbe bedeckten Döberitzer Truppenübungsplatz sind in etwa zweijähriger Bauzeit inmitten saftiger Wiesen und buntblühender Steingärten 163 Häuser entstanden — ein in Anlage und Stimmung regelrechtes deutsches Dorf. Selbst ein Dorfteich fehlt nicht, an dessen Ufern sich zahme Störche und Enten tummeln. Eine tiefe Ruhe liegt über allem.

Die Häuser des Dorfes sind alle gleichmäßig gebaut. Langgestreckt und niedrig, mit großen Fenstern, gelb abgeputzt und mit hohem, braunrotem Dach leuchten sie zwischen hellen Birken und dunklen Kiefern hervor. Den deutschen Gauen entsprechend sind die Häuser eingeteilt, und jedes Haus ist nach einer deutschen Stadt dieses Gaues benannt, deren Wahrzeichen sie trägt.

Gisela Mauermayer, die Münchner Studentin, hält die Weltrekorde im Fünfkampf, Kugelstoßen und Diskuswerfen. Ihr bester Stoß ist 14,38 m, ihr bester Wurf 47,99 m. Die beständigen Leistungen Gisela Mauermayers bestärken die Hoffnungen, die ganz Deutschland in sie setzt. Im Diskuswerfen steht die Polin Jadwiga Weisz nur wenige Zentimeter hinter Gisela Mauermayer zurück



Aufnahme: Schirner

Aufnahme: Presse-Bild-Zentrale

Rund 350 Ausländerinnen und 67 deutsche Kämpferinnen werden zur Olympiade 1936 in Berlin erwartet. Genau wie den männlichen Teilnehmern im Olympischen Dorf, soll auch ihnen eine Heimstätte geschaffen werden, in der sie in aller Ruhe und abgeschlossen von der Außenwelt sich auf die Wettkämpfe vorbereiten können. Das Kameradschaftshaus der Olympiakämpferinnen ist deshalb nicht irgendein Hotelbetrieb wie sonst bei den Olympischen Spielen, es ist vielmehr eine ausgesprochene Heimstatt, deren Insassen kameradschaftlich zusammenleben. Eine „Mutter" — das ist eine praktische deutsche Frau, die der Landessprache ihrer „Familie" mächtig ist — steht jeder Sprachengruppe vor. An sie wenden sich die jungen Sportlerinnen mit allen ihren Wünschen und Anliegen.

Auch die inneren Räume sind mit farbigen Städtebildern oder Darstellungen aus der Geschichte der Stadt geschmückt. Mit der Ausgestaltung sind Schüler der verschiedensten deutschen Kunstakademien beauftragt worden.

Großzügige Uebungsplätze, die in ihrer Ausdehnung denen des Reichssportfeldes entsprechen, Badehallen, Räume für Besuche und Festlichkeiten, eine eigene Post, ein Friseur und einige Kaufläden sorgen für eine Vorbereitungszeit, wie sie sich wohl keiner der Gäste ungestörter und in jeder Hinsicht wohldurchdachter wünschen könnte.

Jeder Nationalmannschaft ist ferner ein Ehrenoffizier, der die jeweilige Landessprache beherrscht, beigegeben. Das Dorf selbst, von der Wehrmacht errichtet, wird nach den Olympischen Spielen von ihr übernommen und als Kriegsschule und gleichzeitig als Standortlazarett Döberitz ausgebaut. —

Die Leiterin des Frauenheims ist die Freifrau von Wangenheim, die sich als Helferinnen eine Schar von Mädeln im Alter von 15 bis 20 Jahren herangezogen hat. Die Mädel müssen gewandt und ebenfalls sprachkundig sein; sie wurden aus den Reihen des BDM, des Arbeitsdienstes und aus einigen Berliner Schulen ausgewählt. Um den Geschmack der Gäste bei der Verpflegung zu treffen, die vom Norddeutschen Lloyd übernommen wurde, stehen zehn Köchinnen zur Verfügung, die ebensogut der Inderin ihre „Curry"-Speisen, wie der Italienerin die gewohnten Spaghetti oder den Esten ihr gesäuertes Roggenbrot zu bereiten wissen.

Man glaube nun aber nicht etwa, daß dieses Kameradschaftsheim so eine Art Internat ist, in dem es von Verbotstafeln wimmelt und in dem eine Hausordnung besteht, die dem Gast

jede persönliche Freiheit nimmt. Unsere Gäste sollen sich ja gerade neben ihrem sportlichen Training Berlin und seine schöne Umgebung ansehen, sie sollen Museen und Ausstellungen besuchen, sollen deutsches Land und deutsche Menschen kennenlernen. Da kann man dann nicht immer auf die Minute zu den angesetzten Mahlzeiten zur Stelle sein. Zwei Stunden Spielraum stehen daher für jede Hauptmahlzeit zur Verfügung, und wenn die Sportlerinnen einmal abends ein Theater besuchen, dann werden sie bestimmt auch noch nach zehn Uhr abends wieder aufgenommen, dem Zeitpunkt des eigentlichen „Zapfenstreichs".

Eine gewisse Hausordnung muß aber natürlich im eigenen Interesse der Gäste durchgeführt werden, denn wenn alles klappen soll, ist Ordnung eine unerläßliche Vorbedingung. Alles in allem soll das Frauenheim so sein, daß sich seine Gäste wie zu Hause fühlen, und daß dennoch die eigentliche Zweckbestimmung gewahrt bleibt.

Das Kameradschaftsheim liegt mitten im Grunewald in herrlicher, staubfreier Luft, auf Sehweite vom Olympiastadion und nur wenige Minuten von der U-Bahnstation „Reichssportfeld" entfernt. Es hat Hufeisenform und schiebt sich mit seinen drei Flügeln mitten in das Grün der Anlagen hinein. Im Erdgeschoß liegen die Empfangshalle, Vortragssäle, Besuchsräume, Leseraum mit Bücherei, Musikraum, Spielraum, Rauchzimmer und vor allem die Speisehallen. Für die Kämpferinnen stehen 180 Zimmer mit je zwei Betten, zwei Schränken, zwei Truhen und einem Schreibtisch bereit. Die Räume sind luftig und freundlich ausgestattet und vermeiden vor allem das Kalte, Unpersönliche eines sonstigen Hotel- und Pensionszimmers.

Die Pflege dieser Zimmer ist den Stewardessen des Norddeutschen Lloyds anvertraut, die von ihren Ozeandampfern daran gewöhnt sind, den verschiedensten Wünschen gerecht zu werden. Sie sind bestimmt schnell bei der Hand, wenn eine Masche auf und davon gelaufen ist, oder wenn es schnell etwas überzuplätten gibt. In den großen Waschräumen, den Massagekabinen und an dem großen offenen Schwimmbecken mit den blaugrünen Kacheln stehen weitere Hilfskräfte bereit.

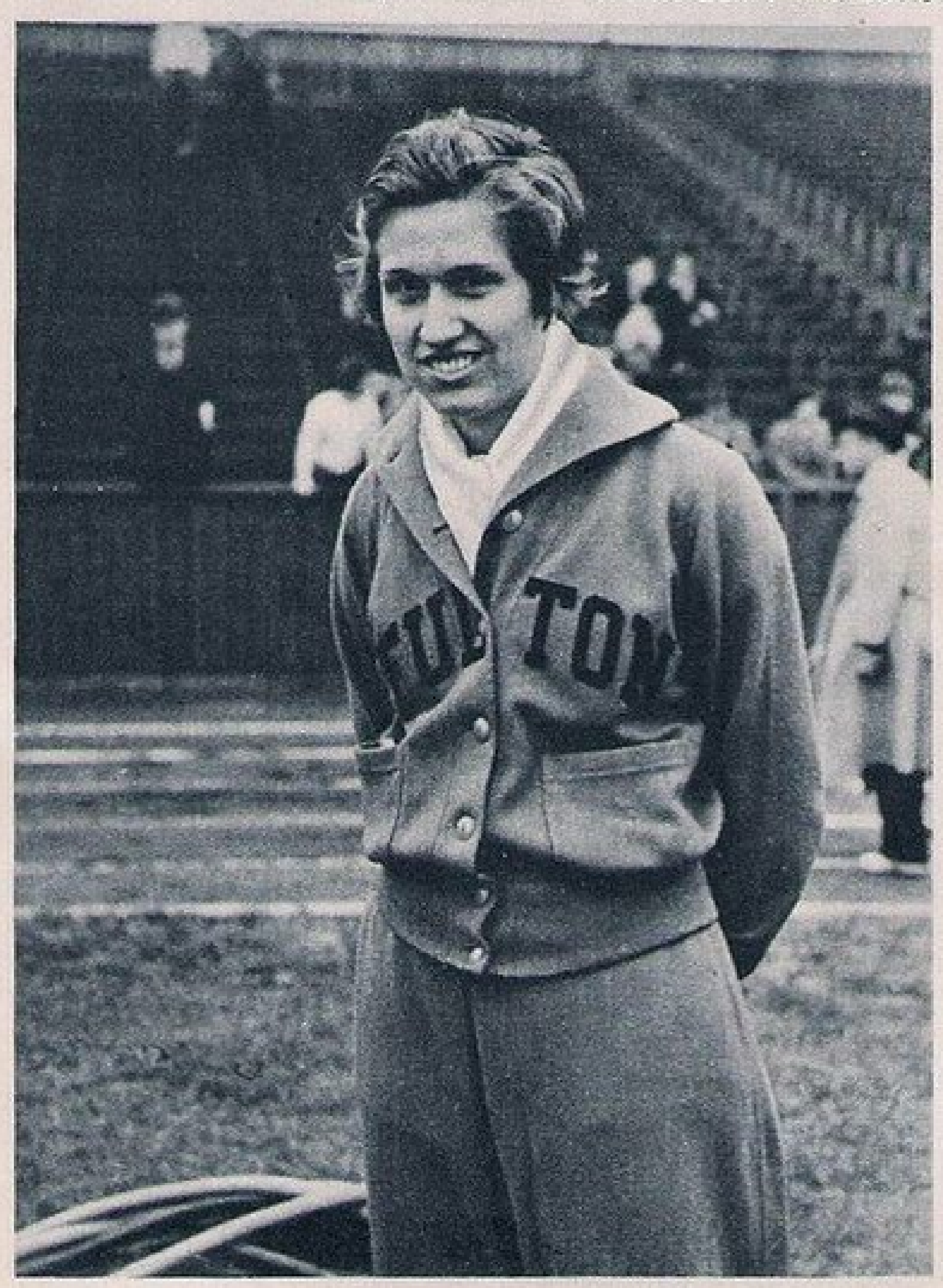
Im Anschluß an die in Tokio durchgeführten Ausscheidungskämpfe sind als erste Teilnehmer die Mitglieder der japanischen Olympiamannschaft in Berlin eingetroffen. Es sind dies 59, darunter sechs Frauen, und zwar Komiya: 100 Meter; Mitsui: 80 Meter Hürden; Nakamura, Minejima: Diskus; Nishida: Hochsprung und Yamamoto: Speer. Neben diesen Ende Juni eingetroffenen Japanerinnen sind ebenfalls die Australierinnen bereits angekommen, die als erste weibliche Gäste das Reichssportfeld betraten.

Da der Meldeschluß für die Teilnahme erst am 15. Juli abläuft, ist es noch nicht möglich, eine endgültige Aufstellung der Wettkämpferinnen bekanntzugeben. Dennoch wollen wir kurz die Leistungen einiger ausländischer Vertreterinnen denen der deutschen gegenüberstellen.

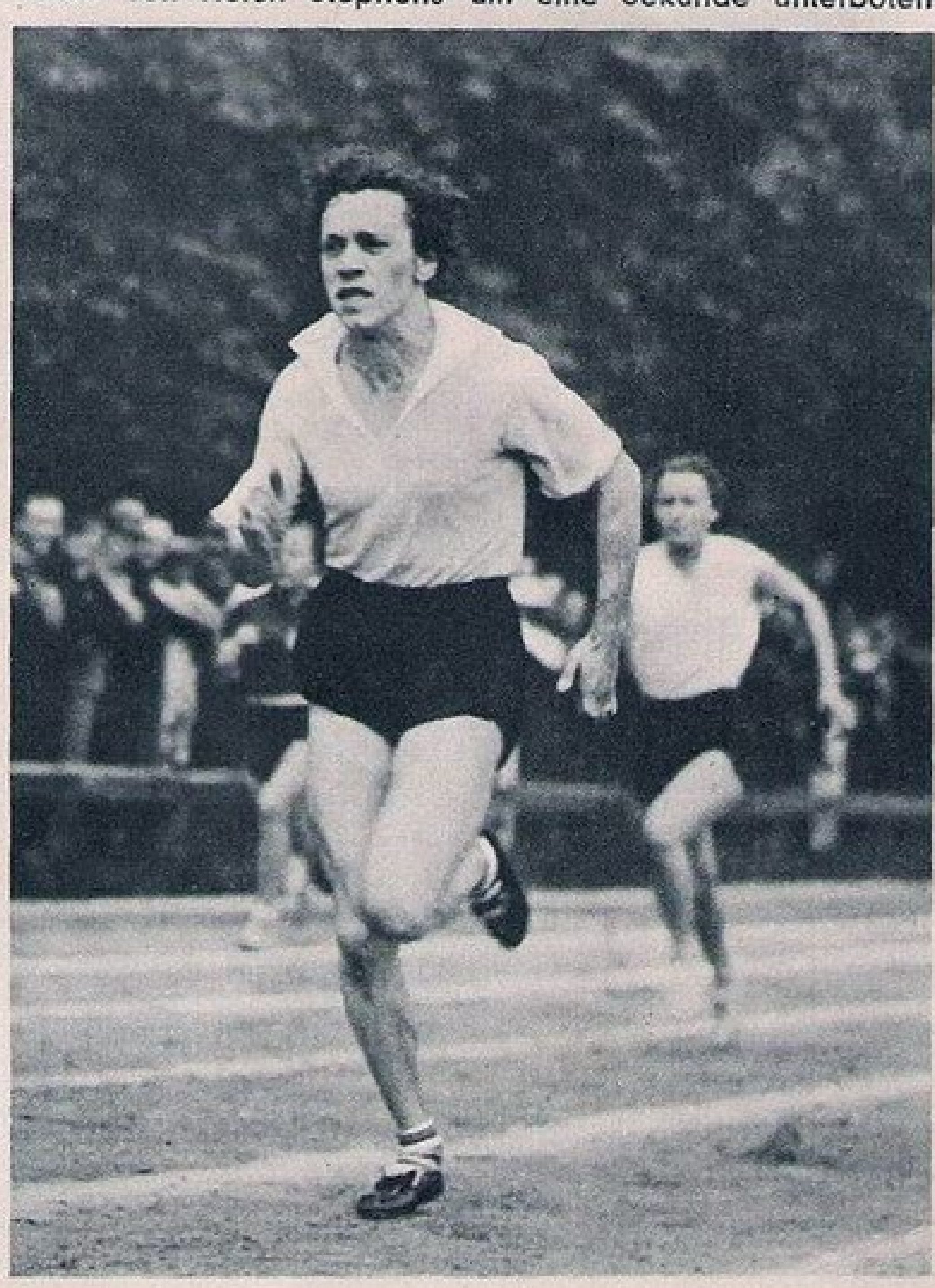
Besonders gespannt sind wir auf die leichtathletischen Kämpfe, weil deren hauptsächlichsten Uebungen auch zu den Bedingungen unseres BDM-Leistungsabzeichens gehören. Helen Stephens, die amerikanische Läuferin ist als „schnellste Frau der Welt" noch schneller als die Polin Stella Walsiewicz. Den 100-Meter-Lauf schafft sie in 11,7 Sekunden. Von deutscher Seite aus stehen diesen beiden Ausländerinnen die Dresdnerin Käthe Krauß und die Nürnbergerin Maria Dollinger gegenüber.

Im 80-Meter-Hürdenlauf wird der Holländerin Doorgest viel zugetraut, obwohl sie mit ihrer Zeit von 11,8 Sekunden etwas hinter der Berlinerin Ruth Engelhard zurückbleibt, die beim vorjährigen Frauen-Olympia in London Weltrekordzeit erzielte. Anni Steuer ist eine andere aussichtsreiche deutsche Vertreterin.

Im Hochsprung steht die Kielerin Elfriede Kaun mit 1,60 Meter hinter der Amerikanerin Jean Shiley mit



Helen Stephens, die 17jährige Amerikanerin, schafft den 100-Meter-Lauf in 11,6 Sekunden und ist damit Weltbeste



Der bisherige Weltrekord der Polin Stella Walasiewicz wurde von Helen Stephens um eine Sekunde unterboten

1,65 Meter zurück. Im Diskuswerfen und Kugelstoßen ist Gisela Mauermeyer nach wie vor allen überlegen. Ihr letzter Wurf war 47,99 Meter, ihr letzter Stoß 14,38 Meter. Gisela Mauermeyers Weltrekord im Fünfkampf scheint jedoch durch die tschechoslowakische Vertreterin Pekarowa in Gefahr zu sein.

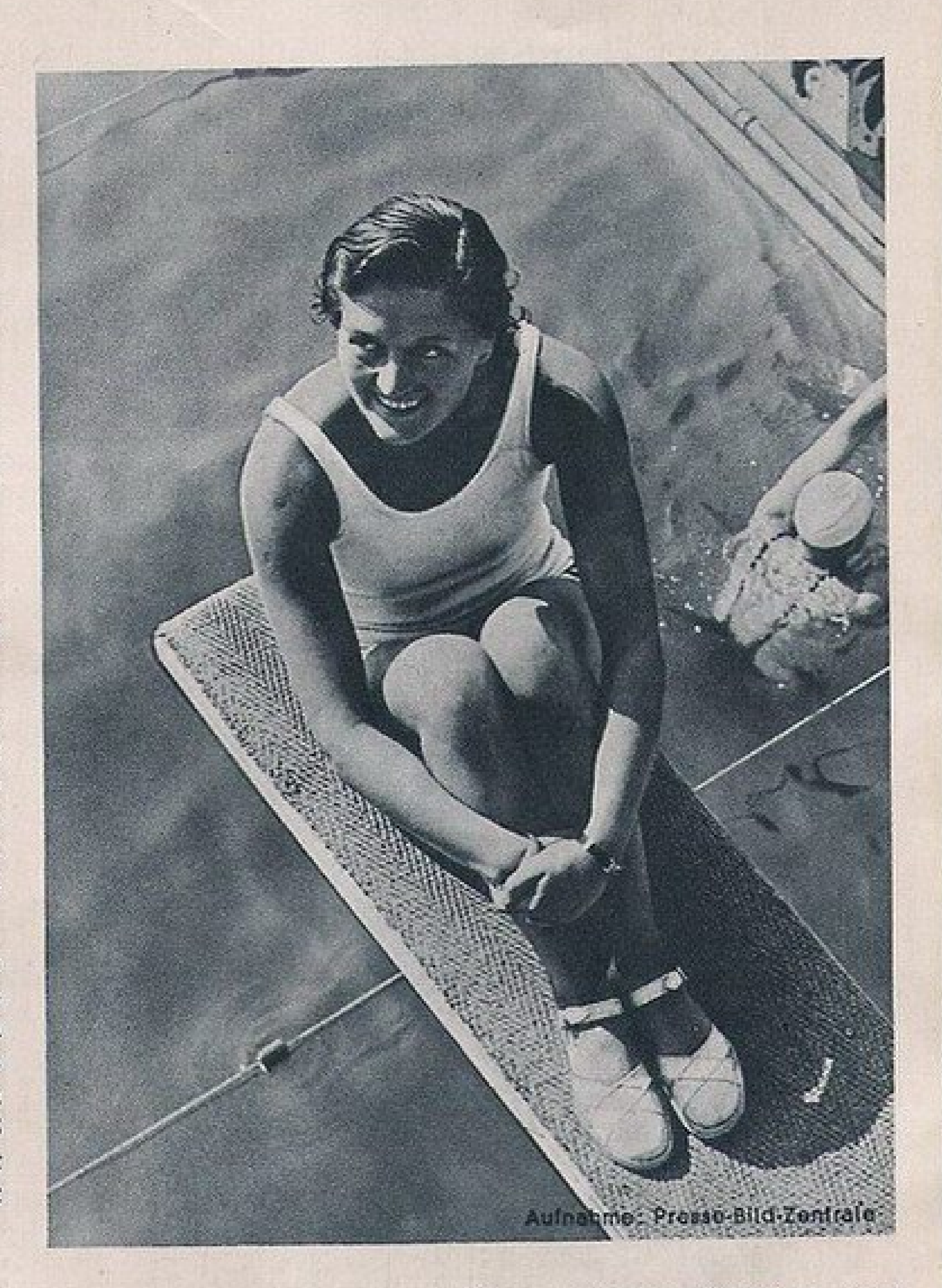
Vier deutsche Mädel stehen hinter der Amerikanerin Gindel mit 46,75 Meter im Speerwerfen an der Spitze, Lisa Gelius mit 45,22 Meter allen voran. Die Finnin Parivainen gilt hier als starke Konkurrenz.

Willie den Ouden, „Hollands Stolz", besitzt sämtliche fünf Weltrekorde im Kraulschwimmen von 100 bis 500 Meter. Gegen sie werden besonders Hanni Hölzner aus Plauen und die Japanerin Huruta schwer zu kämpfen haben.

Die Stärke der Mannschaften sowie die endgültige Zusammensetzung stehen noch nicht fest. Auch die hier genannten Leistungen sind zum Teil während des Trainings bereits verbessert worden und werden aller Voraussicht nach noch weiter gesteigert.

Während die Wettkämpferinnen in zähem, hartem Training sich in die „olympische Form" zu bringen bemühen, arbeitet Leni Riefenstahl mit einem Stab von hundert Kameraleuten an dem Olympia-Film, der all denen, die nicht selbst Zeuge der Ereignisse sein können, auf einem Filmstreifen von 500 000 Meter Länge ein zusammengefaßtes, in sportlicher und künstlerischer Hinsicht eindrucksvolles Bild vermitteln soll.

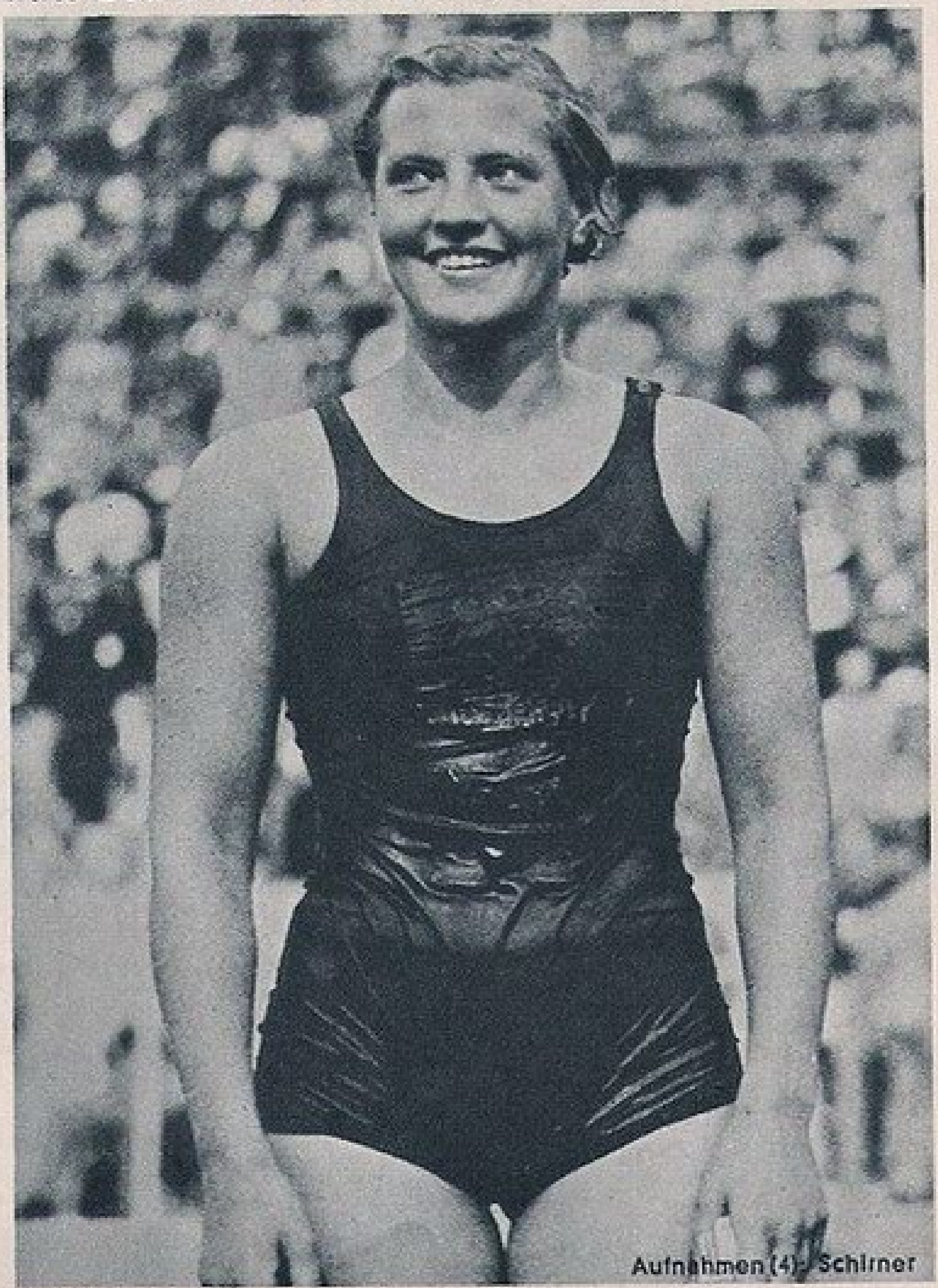
Zur Stunde ist noch alles eifrig damit beschäftigt, letzte Hand an die großen Vorbereitungen zu legen. Es ist bereits alles getan worden, was nach menschlichem Ermessen zu tun gewesen ist. Nun mögen die Gäste aus aller Welt kommen. Das Frauenheim der Olympiakämpferinnen wird bestimmt dazu beitragen, daß auch die weiblichen Gäste der Olympiade 1936 Deutschland mit anderen Gefühlen und Erkenntnissen wieder verlassen werden, als sie vielleicht unter dem Eindruck einer gewissen ausländischen Propaganda gekommen sein mögen!

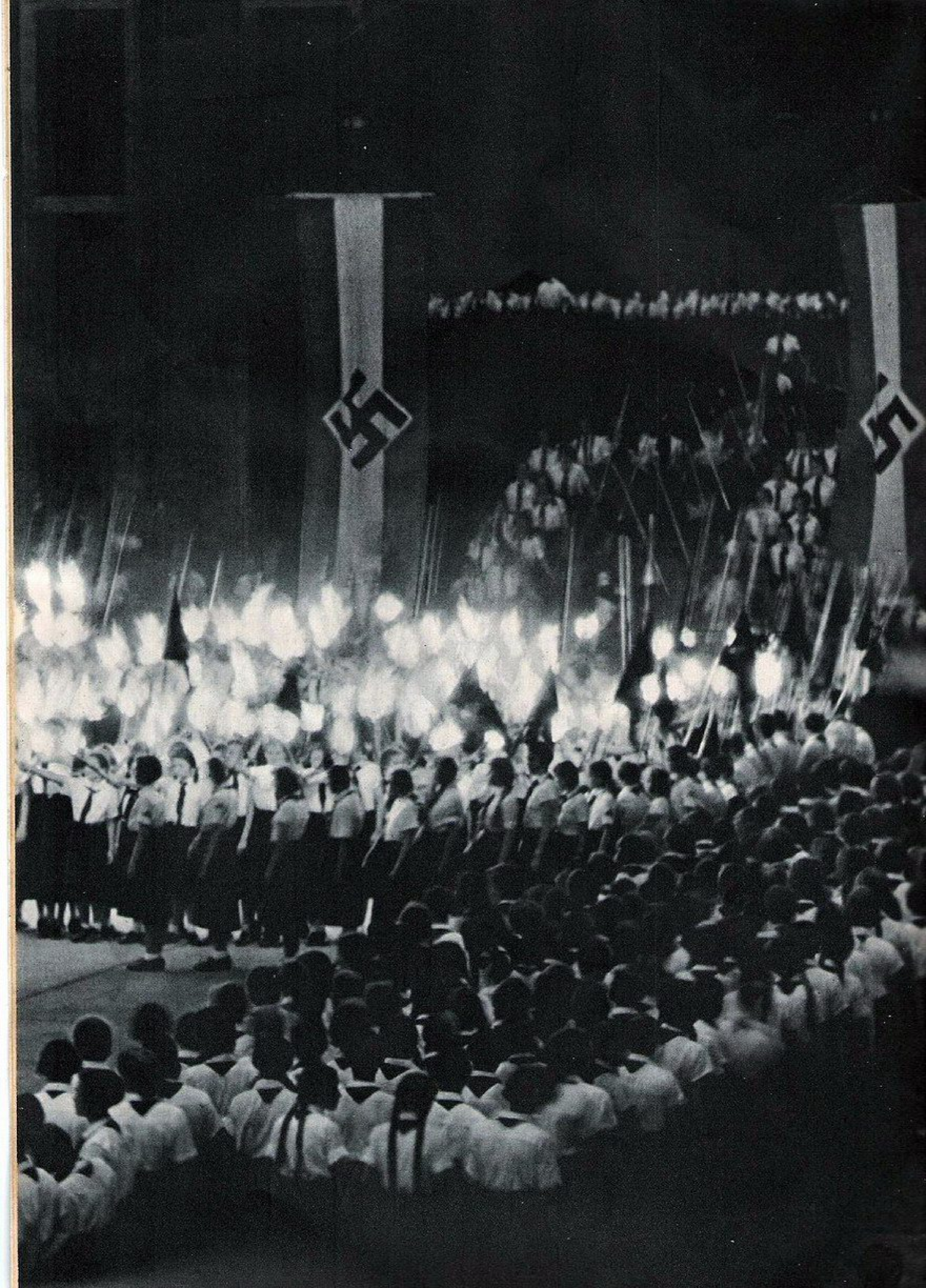

Aufnahme: Presse-Bild-Zentrale

Hertha Schieche, die mehrfache deutsche Meisterin und Willie den Ouden, das holländische Schwimmwunder

Die Amerikanerin Eleanor Holm hat größte Aussichten auf die Goldmedaille im 100-Meter-Rückenschwimmen




Aufnahmen (4): Schirner



Wo wir stehen, steht die Treue, unser Schritt ist ihr Befehl, wir marschieren nach der Fahne, so marschieren wir nicht fehl. Wenn wir singen, schweigt die Treue. Sie ist größer als das Lied, sie trägt schweigend unsere Fahne, daß sie keiner wanken sieht. Wenn wir stürmen, singt die Treue, und ihr Singen zündet an, und wir glühen wie die Fahne, daß ihr jeder folgen kann.

Aus: Horch auf Kamerad

Jungmädel-Führerinnen-Verpflichtung

Im vergangenen Jahre standen wir auf demselben Hofe zu einer Feierstunde zusammen, um 120 JM-Führerinnenanwärterinnen des Obergaues Berlin in die Reihen der aktiven Jungmädelführerinnenschaft aufzunehmen.

Dieses Jahr treten wir an, und in unserer Mitte stehen 900 JM-Führerinnenanwärterinnen, denen diese Feierstunde Erlebnis werden soll: Erlebnis, für viele Alltage, die oft nur Pflicht sind, in denen es gilt, trotzdem Schwung und Freude aufzubringen; Erlebnis für eine Kette von Arbeit, Verantwortung, Pflicht und Frohsinn.

Im großen Hof mitten in der Großstadt sind wir angetreten, und jeder einzelnen ist der Sinn der Feier und der Sinn des Großstadthofes klar. Rechts und links, in langen Sechserreihen stehen die JM-Führerinnenanwärterinnen und neben ihnen zu jeder Seite die Gruppenführerinnen, in deren Einheiten sie selbst als Jungmädel geführt wurden. Vor ihnen ihre JM-Untergauführerinnen, mit denen gemeinsam sie im Laufe eines Jahres in Heimabenden und Besprechungen eine feste Arbeitsgemeinschaft geworden sind, mit denen gemeinsam sie im Lager standen, und damit in einer Kameradschaft.

Von Untergau zu Untergau aber geht das Wissen: die anderen kenne ich, wir gehören zusammen. 250 JM-Führerinnenanwärterinnen hatten zusammen im Lager des Obergaues gestanden, und ein festes Wissen um gleiche Art und Gemeinsamkeit steht lebendig über ihnen an dem Tag, da sie dieselbe Verantwortung übernehmen.

Weit und frei liegt der große Ehrenhof vor mir, als ich auf der Treppe stehe und das feste, helleuchtende Viereck der Mädel überblicke. Da faßt uns plötzlich ein starker Stolz: Das ist unsere Arbeit, das haben wir geschafft, diese Führerinnen haben wir an ihren Platz gestellt, und darum stehen wir in jeder Lage zu ihnen. Wir spüren darüber hinaus die Gemeinschaft, zu der uns diese Stadt gemacht hat.

Lieder und Instrumentalmusik leiten die Feierstunde ein. Jungmädel, zehn-, elf- und zwölfjährige, spielen ihren Kameradinnen die schlichten Weisen, in denen trotz aller Straffheit eine gewisse Ruhe und Feierlichkeit ist.

Regungslos stehen die Mädel. Leise weht das Tuch der Wimpel im Abendwind . . . Nun schweigt die Musik, ein Spruch klingt auf, der für alle ein Bekennen und Geloben ist: „Feige, wer seinen Weg verläßt! Schande dem, der seine Fahne vergißt!"

Von fern dringt der Lärm der Stadt herüber... Aber über aller Unruhe des Großstadtabends steht diese Stunde in ihrer feierlichen, verpflichtenden Eindringlichkeit. Jede einzelne weiß sich angesprochen von den Worten der Obergaujungmädelführerin; ernst und klar stehen sie über dieser Stunde:

„Jungmädelführerin! Das ist unser Leben, das ist unser Denken: Wir sind gekommen, mitten her aus Stadt und Sorgen, doch unsern Glauben kein verzagter Zweifel bricht.

Du Jungmädel, die du heute in den Kreis der Führerinnenschaft trittst, du lebst hier — und bist als Großstadtmädel stolz.

Mitten im Herzen der Stadt, mitten im Getriebe der Straße, mitten im Lärm des Verkehrs stehst du und spürst dennoch die Feierstunde, die an dich herantritt. Du spürst sie doch, weil diese Welt des Treibens und Schaffens deine Heimat ist; weil dieser Lärm Leben ist, weil dieses Getriebe Aufbau heißt; weil diese deine Heimat Arbeit, Werk und formgewordenes Leben umschließt.

Du kennst auch die Sorge, die in dieser Stadt der Millionen dich und viele umschließt. Du kennst die grauen Straßen und Höfe, du kennst die Not in diesen Häusern, denn du kommst mitten her aus Stadt und Sorge, und dein Weg geht dahin zurück, wenn dieser Ring sich löst. Doch du stehst mitten darinnen als junges Glied einer starken Gemeinschaft.

Du stehst auch heute während deiner Feierstunde an dem Platz, an den du gehörst: Du stehst mitten in der Großstadt, die das Herz des Reiches ist. An dem Tag, da du deine Mädel übernimmst, da du dich einreihst in den Kreis der Führerinnenschaft, gehörst du hierher, wo deine Aufgabe liegt.

Für uns bedeutet diese Stadt nicht Asphalt, der jedes Leben tötet. Für uns bedeutet Großstadt nicht ein Vergessen unserer eigenen Art, nicht ein Aufgeben des wahrhaften Lebens.

Wir sind zu jung und wir sind zu gläubig, um in dieser unserer Stadt etwas anderes zu sehen, als den Aufbau unseres Volkes, als das rastlose Schaffen von Millionen. Wir spüren den Rhythmus dieser Stadt und kennen das Lied der Arbeit.

Der Führer gab seinem Volk den Glauben wieder; er lehrte uns die Schönheit der Arbeit zu sehen... Und wir sehen sie: Wir kennen die geraden, hohen Bauten, wir kennen die Eisenstreben, die Betonblöcke, den Asphalt, die Steine, die Erde — und wissen, daß dies Schaffen und Neubau unseres Volkes ist.

Und an dieser Arbeit haben wir gelernt, stolz zu sein, — stolz auf unser Volk, in dem wir wurzeln, stolz auf unsere Art, die wieder gerade und echt ist, und die wir wahren. Heimatboden ist auch diese Stadt, ein Stück des großen Deutschen Reiches.

Du sollst vor deine Mädel treten, und sollst sie diesen Glauben und diesen Stolz lehren. Du aber sollst mitten im Herzschlag dieser Stadt stehen und sollst ihr Lied verstehen: Wach sein, bereit sein, tätig sein!

Du sollst eine Jungmädelschaft erziehen, die gelernt hat, im Alltag klar zu sehen und stolz zu sein; die gelernt hat, ihre Pflicht

zu tun, weil sie den Geist dieser Stadt versteht, der Kampf hieß und Kampf heißt.

Du sollst eine Jungmädelschaft erziehen, die weiß, daß diese Großstadt Heimat ist, daß diese Stadt uns mitten in das Geschick unseres Volkes hineinstellt.

Du aber, die du heute in den Kreis der Führerinnen trittst, du nimmst unseren Glauben mit in deine Aufgabe. Du bist ein Teil unserer Arbeit, unserer Sorge und unserer Verantwortung. Du legst jetzt am sichtbarsten Zeugnis von unserem Wollen ab.

Du bist diejenige, die durch ihre junge Führung das Zielbild, das vor unserer Arbeit steht, mitverwirklichen soll. Aus einer Gemeinschaft kommst du, und in die Gemeinschaft gehst du. Ein Jahr lang hast du dich in der Anwärterschaft durch deinen besonderen Dienst und deinen besonderen Einsatz auf diese Stunde vorbereitet.

Du bist durch unsere Jungmädellager gegangen und erlebtest unsere Kameradschaft, die in dir die Führerin sah. Du spürtest unsere Forderung und erkanntest sie an. Viele sind auf diesem Wege zurückgeblieben, du hieltest durch. Du hast dich zu bewähren in der Aufgabe, die vor dir steht.

22 000 zehn- und elfjährige Mädel kamen im Laufe von zwei Monaten zu uns. 900 JM-Führerinnenanwärterinnen rücken jetzt als Jungmädelführerinnen in unsere Reihen ein. Wenn ihr mit Fackeln und euren Wimpeln im Kreise steht und das Lied der Treue hört, dann wissen wir, daß unsere Arbeit heute wie vordem klar und sicher vor uns liegt. Wir wissen, daß zukünftig mit euch unser Weg eindeutig und fordernd weitergegangen wird, so wie bisher. Nichts kann unsere Art verfälschen, weil wir stehen.

Aus einer Schwierigkeit der Arbeit heraus haben wir dich damals als JM-Führerinnenanwärterin geholt und haben dir früh die Führerinnenverantwortung gegeben. Heute ist es uns Gewißheit, daß du sie trägst und führen wirst.

Durch deine Arbeit wirst du wiederum Mädel zur Führung bereitstellen, und klarer und klarer wird das Gesicht derer geprägt, die wir jeweils am 20. April hinübergeben in den Bund der Mädel, als aufbauwillige und aufbaufähige Menschen für unser Volk." —

Das sagt uns Lydia Schürer-Stolle; und dann klingt wieder Musik auf... Das Licht der Scheinwerfer, das uns so scharf aus dem Abenddunkel schied und so die Geschlossenheit der im Viereck angetretenen Mädel noch stärker unterstrich, erlischt jäh.

Von der Straße her rücken Fackelgruppen an, marschieren in das Viereck ein, schließen sich zum Kreis... Und langsam formieren sich die hundert Wimpel inmitten des Flammenkreises; silhouettenhaft hebt sich das dunkle Wimpeltuch vom Feuerschein ab...

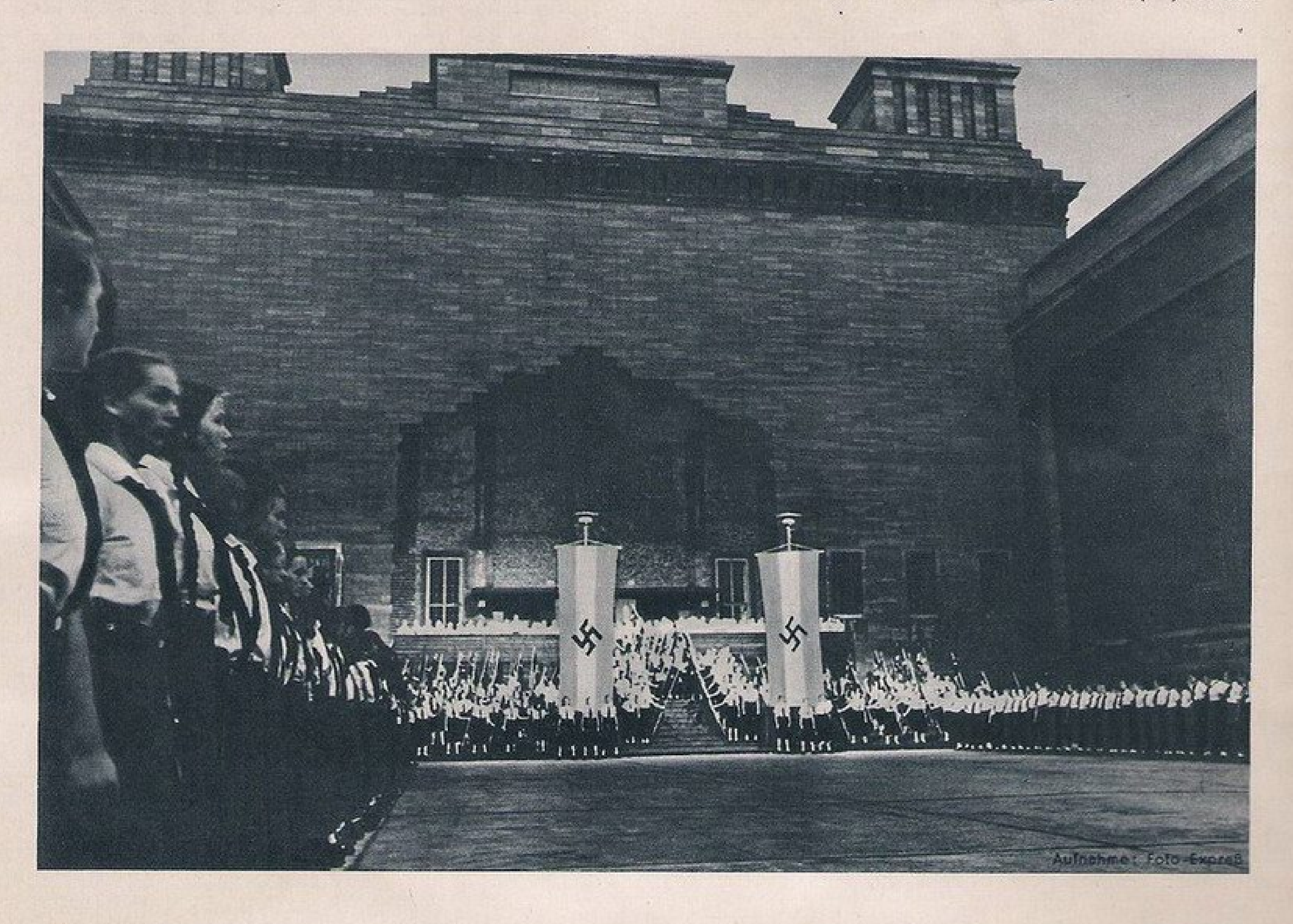
Und wieder rücken Mädel an: die Jungmädelführerinnenanwärterinnen, die in dieser Abendstunde verpflichtet werden sollen. Sie schließen die Fackeln und Wimpel ein; nur zur Straßenseite hin ist der große Kreis geöffnet.

Regungslos stehen die Mädel, die morgen die gleiche Führerinnenverantwortung tragen werden wie wir, die wir, gemeinsam mit den Untergauführerinnen, ebenso regungslos zu beiden Seiten des Kreises in Zwölferreihen stehen.

Nun tritt Trude Bürkner, die Reichsreferentin heran. Sie ist unsere Obergauführerin, und als solche spricht sie den im Kreis stehenden Mädeln den Spruch, der ihnen die Verantwortlichkeit, die sie als Führerinnen haben, vor Augen stellt.

„Seid stolz und treu und glaubt an die Fahne", so hallt es über die junge, gläubige Gemeinschaft, die vor ihr steht. Ein zuversichtlicher Wille, der Aufgabe gerecht zu werden, steht in den Gesichtern, über die hell der Feuerschein fällt... 900 junge Führerinnen sind als Glied in unsere Gemeinschaft, in unsere Führerinnenkameradschaft getreten.

Eine Berliner Jungmädelführerin.



Aufnahme: Foto-Expreß



Unsere Toten halten auch im Tod die Treue,
sie werden immer nahe bei der Fahne stehn.
Und so beginnen wir mit ihr getrost das Neue,
das wir als Werk auf unsre Hände warten [sehn.

Es sollen wieder Burgen wachsen auf dem [Lande,
sollen wie sichre Wächter über allem sein,
hüten die Heimat vor dem großen Feuer- [brande,
der ringsum lauert und ins Land will fallen [sein.

Und so marschieren wir heraus aus Nacht [und Sorgen,
und unsern Glauben kein verzagter Zweifel [bricht.
Für unsre Fahne stürmen wir ein helles [Morgen,
und unsre Fahne tragen wir in neues Licht.

Mit Genehmigung des Ludwig Voggenreiter Verlages, Potsdam, aus dem neuen Liederbuch von Hans Baumann „Horch auf, Kamerad!" Preis brosch. RM. 1.50 gebunden RM. 1.95

Als wir in Jakunowken waren

Wenn wir uns überlegen, was das Allerschönste im letzten Jahr war, dann müssen wir alle gleich an Jakunowken denken... Es war auf einer Fahrt. Ilse hatte gesagt, wir sollten die Kasperpuppen mitnehmen und die Ziehharmonika.

Wir trafen uns am Freitag, gleich nach der Schule, am Bahnhof, denn ausnahmsweise sollten wir diesmal erst ein Stück mit der Bahn fahren. Im Zug sagte Ilse, wir sollten uns mal ein hübsches Märchen fürs Kasperle ausdenken und Lieder überlegen. Wir waren sehr neugierig, wann und für wen wir wohl Kasperle spielen sollten. Da erzählte sie uns, die Führerin aus Jakunowken hätte an sie geschrieben, sie wollte dort die Jungmädel auflösen.

Ilse las uns den Brief vor. „Sie haben kein Interesse, kommen nicht zum Dienst und haben keine Lust mehr." Wir wurden wütend und konnten uns das gar nicht vorstellen. Wie kann man bloß „keine Lust" mehr haben! Aber Ilse sagte, wir sollten nicht schimpfen. „Seht mal, die haben nur noch nie erlebt, wie schön es ist, Jungmädel zu sein."

Da knurrte Ursel: „Aber die haben doch eine Führerin!" „Ach so", sagte Ilse, „Du meinst die hätte es ihnen sagen müssen? Ja, wißt ihr, die Trudel ist bestimmt ein feines Mädel, sie weiß nur oft selber nicht, wie sie es machen soll und wie es richtig ist. Sie war noch nie in einem ordentlichen Lager. Sie gibt sich schreckliche Mühe, — aber sie hat soviel Arbeit zu Hause, kennt kaum etwas anderes, da ist es sehr schwer für sie.

„Na, dann muß man ihr das doch mal richtig zeigen", meinte Hanne großartig, „wie das richtige Jungmädelleben aussieht;" und wir fühlten uns alle ziemlich erhaben über die Jungmädel in Jakunowken. Dann erzählte uns Ilse ihren Plan, die Jungmädel in Jakunowken zu besuchen, wir freuten uns alle mächtig und konnten in dieser Nacht kaum schlafen.

Am andern Morgen standen wir früh auf und waren um 10 Uhr in Jakunowken. Trudel saß mit ihren Jungmädeln auf dem Schulhof, und alle machten richtig langweilige Gesichter. Als sie uns sahen, staunten sie. Ilse erzählte ihnen gleich, wie sie sich freute, — wir wären auf Fahrt und wollten gerne einmal mit ihnen zusammen Dienst machen, — ob sie wollten? Erst guckten sie „glupsch", bloß die Trudel freute sich, das merkten wir gleich. Ilse übernahm nun einfach das Kommando und wir strengten uns tüchtig an. Wir wußten, daß wir dafür sorgen mußten, daß den Mädeln der Dienst ganz mächtig gefiel. Zunächst gingen wir nach dem Wald und fingen mit Sport an. Da tauten die Mädel ein bißchen auf, dann sollte ein Fahrtenspiel steigen. Es wurde sehr spannend und sehr schön, und wir konnten kaum noch pusten, als es aus war. Nun packten wir Kasper aus, bauten uns aus einer Decke und zwei fein dazu passenden Bäumen schnell ein Kasperletheater und spielten dann die Geschichte von der „kleenen Wipsnäs". Anfang hatten wir richtig Lampenfieber; aber als wir das erste Mal alle zum Lachen gebracht hatten, da ging es wie geschmiert weiter. Zum Schluß wurde geklatscht wie im richtigen Theater.

Dann haben wir zusammen gesungen. Unsere feinen neuen Lieder kannten sie alle noch nicht, da haben wir ihnen die Worte dazu aufgeschrieben, und sie ihnen beigebracht.

In unserer Freizeit legten wir uns zusammen auf die Wiese. Die Jakunowker mußten von ihrem Dorf erzählen, und wir haben alle gestaunt, wieviel sie schon helfen müssen, und wie schwer die Landarbeit ist. Vorher hatten wir uns das nie so überlegt. Nachher hat Ilse von unserer Jungmädelarbeit gesprochen, und alle haben gespannt zugehört.

Als sie dann fragte, ob sie immer noch keine Lust hätten, wurden sie verlegen, aber wir merkten doch, daß ihnen dieser Tag gefallen hatte. Dann sagte Ilse noch, daß Trudel auf eine Führerinnenschule sollte, und wir solange zu ihnen kämen, bis Trudel zurück sei. Ich weiß nicht, wer sich da mehr freute, — die Jakunowker, Trudel oder wir.

Als wir nach Hause gingen, wußten wir, daß wir noch nie so feinen Dienst gehabt hatten. Wir sind dann noch ein paarmal nach Jakunowken gegangen. Das letzte Mal durfte jede von uns mit einem Dorfmädel nach Hause gehen und einen Tag bei ihr bleiben. Wir sind sehr gute Freunde geworden, und wir konnten gar nicht mehr eingebildet sein auf unsere Jungmädelarbeit in der Stadt, weil wir immer denken mußten: auf dem Lande haben sie es doch viel schwerer.

Das hat Ilse auch gemerkt, denn am letzten Abend sagte sie uns, daß wir alle unsere Pflicht tun müssen. Alle müssen wir ordentliche und tapfere Menschen werden, ganz gleich, ob wir auf dem Land wohnen oder in der Stadt, — wir sollen nur wissen, daß wir alle zusammengehören und in der Gemeinschaft stehen.

Inge Klamroth.

Unsere „Neuen" im Untergaulager

Nun ist es Abend geworden; die Abendsonne wirft vom See her die letzten roten Strahlen zu uns auf den Gutshof. Dort ist Feierabend. Die Kälber werden eingetrieben, der Stellmacher schließt den Schuppen ab, die Schafe kommen, und die Hühner sind im Stall.

Drüben von der großen Scheune her schallt unaufhörlich ein lustiger Lärm über den Hof. Eben sind alle Gruppen einquartiert. Nun geht es darum, welche Gruppe die beste Lagerordnung herstellt und am besten die Affen ausrichtet. Die Neuen, die zum April auf Grund der Werbung zu uns kamen, von uns allen „Säcke" getauft, — stellen sich ungeschickt an, sie wissen nicht, wozu das ganze ist, und darum lärmen sie . . .

Nachher stehen aber doch 750 Affen in tadelloser Richtung; soviele haben wir selten gesehen. „Jetzt müßte die Lagerrevision sein", meint Inge sehnsüchtig.

Weil wir so schnell gemacht haben, dürfen wir noch 'rüber zu den Fohlen und zu den Schweinen. Ueberall herrscht friedliche Abendstille. Einige von uns helfen drüben noch dem Knecht, den letzten Mist wegfahren... Als die Hühner schon schlafen und alle Leute vor der Haustür sitzen, stülpt der Melker noch die letzten Kannen um . . . Wir achten nicht darauf, denn nun gehört uns der Hof.

Unsere Wimpel treten in der Mitte des Gutshofes an; die Flöten und Klampfen stimmen an, und dann klingt es aus 750 Jungmädelkehlen zugleich: „Hali, halo wir fahren, wir fahren in die Welt . . ."

Wir alle sind unbändig stolz und singen hell und weithin hallend vor Uebermut. Es klingt so fein und schallt so weit, daß alle Leute aus dem Dorfe zu uns kommen. Wir sind viele hundert Jungmädel und stehen dennoch alle in einem gut ausgerichteten Viereck... drüben stehen die „Säcke", die finden das auch schön.

Am Abend sind wir alle sehr erregt und rätseln, was der nächste Tag uns bringen wird. Wir liegen ganz dicht nebeneinander, das ist schön mollig! — —

Eine schimpft, weil wir uns überhaupt waschen, und die andere sagt: „So ganz ohne Waschschüssel?!" Das sind die „Neuen"... Andere von ihnen haben wieder Essenssorgen, — so fängt der nächste Morgen an. Ganz früh ist es noch, und viele Jungmädel umsäumen die langen Ufer des großen Sees: Morgenwäsche.

Als am Mittag die Sonne ganz hell scheint, sind auch die letzten „Neuen" wach und munter, denn wir haben viele Wettkämpfe hinter uns. Jetzt quirlt das nur so über den ganzen Platz...

Ganz hinten am Platz raucht es aus den Schornsteinen von vier Feldküchen. Gewichtig schwingen die beiden Köche von der SS die Schöpfkellen. Drum herum stehen viele Leute. Wer das ist? Das sind die ersten von unseren Eltern, die heute alle kommen.

Um 2 Uhr steht der grüngeschmückte Pferdewagen am Bahnhof. Zweihundert Eltern stürzen sich auf einmal darauf . . . Und endlich setzt sich die erste Fuhre in Bewegung hin zu unserm Festplatz.

An der Dorfecke sammeln sich viele Einwohner; sie lesen ein rotes, ein gelbes und ein grünes Schild mit einem Wegweiser. In dessen Richtung bewegt sich jetzt ein langer Zug vorwärts durch unser Spalier, das die ganze Landstraße entlang bis zum Festplatz steht.

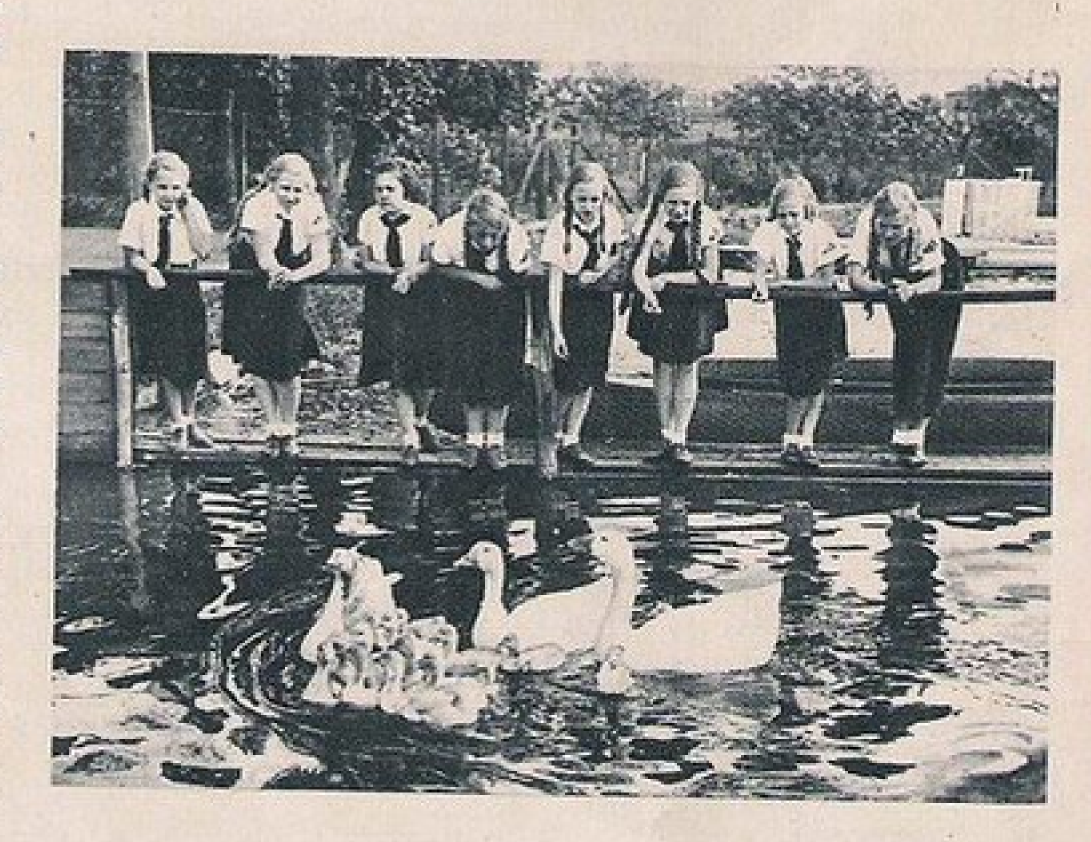
Weil vorn an der Spitze des Zuges die Jungmädel-„Kapelle" die Flöten, Klampfen und die Knautschen — sehr laut und fröhlich spielen, darum laufen unsere Eltern ziemlich schnell!

Bedächtig schreiten dazwischen die Bauern der umliegenden Höfe einher... Oben vom Festplatz her leuchtet aus dem hellen Grün der Birken unsere Fahne zu uns herüber.

In der Mitte der Festwiese sammelt sich eine Gruppe nach der andern. Ein heißer Wettstreit entbrennt; jede Gruppe weiß immer noch wieder ein besseres Lied. Da ist es verflixt schwer, zu gewinnen... Und wir haben doch gesiegt! 60 Eltern und 35 Kinder haben für das Lied unserer JM-Schaft gestimmt: „Was macht der Fuhrmann..."

Während auf der Wiese ein vergnügtes Treiben herrscht, sitzen alle Eltern an der einen Seite, gegenüber unserer Fahne, auf vielen Zeltbahnen und lachen und lachen, — sie finden alles herrlich.

Unsere „Säcke" bekommen zu gleicher Zeit fast Angst; denn plötzlich erscheinen ein Urtier, Seelöwen, Schlangenbeschwörer und Elefanten. Der Lagerzirkus hat begonnen. Die Begriffe Kuchen, Schokolade und Obst von Mutti sind mit einemmal verschwunden; alle Tüten ruhen wieder sorgsam in den mit-





Aufnahme: Barbara Soltmann



Aufnahmen (2): Presse-Bild-Zentrale

gebrachten Stadtköfferchen. Ein „Sack" hat sogar nachts geweint vor Heimweh! Aber wir haben keine Angst, — wir glauben, daß sie doch noch Jungmädel werden.

Unablässig sprudelt ein vergnügtes Leben über die Festwiese hin. Jetzt werden Scharaden gestellt, und emsig mühen sich die Eltern, die Aufgaben zu lösen... Lieder, Tänze und ein lustiges Märchenspiel folgen. Es ist eine feine Sache zu wissen, daß jetzt rund 10 000 Berliner Jungmädel ihre Festwiese abhalten; denn soviel Mädel sind in diesen Tagen auf zehn märkischen Gütern zu Untergaulagern vereint.

Warum wir Jungmädel sind, warum viele noch Jungmädel werden müssen, warum wir so sind und nicht anders, das liest am späten Abend eine Führerin am Feuer. Ganz hell und hoch lodert der große Holzstoß, den wir uns aufgeschichtet haben, und wir singen noch lange.

Am Montag liegt schon die warme Mittagssonne über unserem Lagerplatz, als wir im großen Viereck angetreten sind. Eine ziemliche Spannung erfüllt uns. Die Führerinnen stehen alle in der Mitte, es sieht so aus, als hätten sie ein großes Abkommen zu treffen... Alles ist schrecklich still, fast feierlich, bis plötzlich ein „Sack" quietscht: „Huch! Die Flöte wollen wir haben!" Alles dreht sich um, und nun ist es aus mit der Ruhe und Feierlichkeit.

Oben von den Zelten her tragen Jungmädel irgend etwas Verdecktes herunter; es ist zunächst noch nicht erkennbar. Als jedoch diesem geheimnisvollen Paket plötzlich die Blockflöte voraus den Hang herunterrollt, da dämmert die Erkenntnis: Jetzt ist Preisverteilung!

Ein schriller Pfiff! und wieder ist alles still. „Gruppe 3, 4 und 5 müssen in den Ausscheidungskampf", dröhnt es laut über den Platz. „Das sind wir", stöhnt Inge leise; „futsch ist der Preis noch lange nicht", sagt Giesie kampflustig... Und dann geht es hinein in die Entscheidungen... Ein kurzer erbitterter Kampf; und dann ist der Sieg endgültig unser! Eine „Rakete" folgt der andern; ein endloser Jubel bricht los; selbst die „Säcke" geben sich Mühe.

Nach dem Essen, in der Freizeit, liege ich neben einer Gruppe von „Neuen". Sie tauschen lebhaft ihre Eindrücke aus, stellen Vergleiche mit Schulausflügen an... Man spürt, ihre mehr oder minder leichte Unsicherheit weicht, für sie beginnt das Jungmädellager langsam ein Begriff zu werden, und wie es scheint, gar nicht einmal ein unliebsamer.

Hm, sie werden langsam! Drüben sitzt noch immer eine Gruppe im Sitzring; in der Mitte, fein säuberlich aufgeschichtet, liegt ein kleiner Berg von Süßigkeiten: das Erbe der „Säcke" von gestern! — Die Stadtkoffer der Muttis waren demnach doch noch alle auf das sorgfältigste geleert worden . . .

Aber brav, ihr „Neuen", daß ihr die Beute fein brüderlich teilt. Nicht umsonst strahlt die Führerin und lacht vergnügt in die Runde: sie weiß, ihre „Neuen" sind in diesem Lager ein mächtiges Stück vorangekommen; denn sie haben begriffen, daß in einer Gemeinschaft keine der andern etwas voraus haben darf; sie wissen, was Lager, was Kameradschaft heißt.

Aber nicht nur sie haben erfaßt, um was es uns geht. Auch ein großer Teil der Eltern unserer „Neuen" hat erkannt, was Sinn und Aufgabe unserer Lager und überhaupt unseres In-der-Jungmädelschaft-Stehens bedeutet.

Sie kamen abwartend, scharf beobachtend; denn unser Leben war ihnen fremd, so wie es den „Neuen" fremd war. Aber die ursprüngliche Fröhlichkeit, die frische Lebendigkeit unserer Jungmädel, die Straffheit unserer Lagerdisziplin ließ sie nicht wieder frei; sie spürten das Neue, das Umformende, das in unserer Gemeinschaft und ihren Forderungen ruht.

So war denn unser Untergaulager für alle ein Gewinn: Wir erzielten neuen Antrieb für unsere Arbeit. Die Eltern der „Neuen" sahen unsere Arbeit und unser Leben mit anderen Augen an. Unsere lieben „Säcke" aber? — die machten den ersten, wenn auch noch ein wenig schwerfälligen und unbeholfenen Sprung in unsere Gemeinschaft. Das nächste Mal werden auch sie gewiß schon als richtige Jungmädel dabei sein.

Ein Berliner Jungmädel.





Aufnahmen (4): Barbara Soltmenn





Jungmädel erzählen

Zu unserm Jungmädeljahrbuch 1937

Wir danken euch für die vielen Einsendungen für das Jahrbuch 1937. Es sind Unmengen von Photos, Zeichnungen, Gedichte und Jungmädelgeschichten eingelaufen. Das Sichten des Materials wird geraume Zeit in Anspruch nehmen. Die Mädel, die aus den einzelnen Obergauen die besten Arbeiten eingeschickt haben, werden von uns direkt benachrichtigt.

Es ist uns natürlich unmöglich, jeder einzelnen in einem Schreiben für ihre Einsendung zu danken. Wir haben uns über eure Mitarbeit sehr gefreut — ihr werdet ja an Hand des neuen Jungmädeljahrbuches 1937 am besten den Erfolg eurer gemeinsamen Arbeit sehen können.

Es konnten selbstverständlich nur die Arbeiten gewertet werden, die wirklich vom Leben und von der Zielsetzung der Jungmädel sprechen. Viele Einsendungen, die ihr nicht im Jahrbuch entdeckt, werdet ihr laufend unter den Jungmädelgeschichten im „Deutschen Mädel" finden.

Wenn wir auch für das Jungmädeljahrbuch nun genügend Material hereinbekommen haben, so bitten wir euch doch, auch in Zukunft Beiträge aus dem Jungmädelleben einzusenden, die dann im „Deutschen Mädel" unter der Ueberschrift „Jungmädel erzählen" veröffentlicht werden können. Wir brauchen auch hier lebendige Erlebnisberichte, die unsere Haltung erkennen lassen, dabei aber auch wirklich Neues bringen. Es müssen nicht immer große Begebenheiten sein. Irgendein Abenteuer auf Fahrt oder im Lager, ein kleines Erlebnis in der Schule oder zu Haus, Beobachtungen von Tieren oder Pflanzen, Märchen oder Sagen geben den besten Stoff. Wesentlich dabei ist nur die frische und natürliche Art des Erlebens und Erzählens.

Auf viele Anfragen hin teilen wir euch mit, daß das Jungmädeljahrbuch 1937 in derselben Ausstattung herauskommt, wie das Jungmädeljahrbuch 1936. Es heißt ebenfalls wieder „Wir folgen" und bringt wie im vorigen Jahr Erzählungen und Bilder aus dem Leben der Jungmädel, Lieder, Sprüche und Gedichte, sowie Anregungen zur praktischen Arbeit in den Einheiten.

Das Geheimnis des Remters

In unserem Ordensland gibt es noch manche Burg aus der Zeit, die dem Land den Namen gab. Alle diese Bauwerke sind heute mehr oder weniger nur noch Denkmäler und Museumsstücke, nur eine einzige ist noch bewohnt. Die Jahreszahl über dem mächtigen Eichentor ist kaum noch zu entziffern, und das Wappen ist verwittert und unkenntlich. Früher wohnte hier der Bischof von Pomesanien.

Einen sichereren Sitz hätte er kaum finden können, als die um einen Hügel gebaute rote Burg. Riesige Fichten umstehen sie. Die massigen Gebäude spiegeln sich in einem See. Heute wird zwar die Zugbrücke nicht mehr hochgezogen, und das dicke Eichentor steht weit auf, aber innen ist noch vieles so wie es damals war, als der Orden in Pomesanien ansässig war. Die jetzigen Besitzer, ein altes ostpreußisches Adelsgeschlecht, haben alles getan, um die Burg in ihrer Art zu erhalten, und so kann man kaum irgendwo ein vollkommeneres Bild der Ordenskultur bekommen als da.

Auf einer Fahrt kamen wir auch vor das eichene Tor und baten um Einlaß. Wir spielten und sangen, und zum Lohn wurde uns aufgetan . . . Und nun erlebten wir das Wunderbare, daß wir nicht das Gefühl hatten, in ein Museum zu kommen, wo Dinge deutscher Vergangenheit zum Anschauen aufgebaut sind, nein, wir kamen in eine Wohnung, in ein lebenerfülltes Haus, in dem ein Teil jener heldischen Geschichte deutschen Ostens für immer lebendig geblieben ist. Wir saßen um die Schloßherrin geschart in schweren dunklen Eichenstühlen, ein vergilbter Band aus der Burgbibliothek lag vor uns auf dem Tisch neben dem alten Silberleuchter.

Die Frau des Hauses erzählte. Wir lauschten gebannt. Alles, was sie sprach, schien zu leben, ihre Worte wurden Gestalt in diesen Räumen, begleiteten uns durch die Gänge, schauten mit uns vom Söller über den See.

Stand nicht auf dem hölzernen Nordturm der Wächter? Sein Panzerhemd aus feinen Stahlringen klirrte bei jedem Schritt, er trug einen eschenen Schild mit weißem Leder bespannt; ein schwarzes Kreuz war darauf. Sah er jetzt die Reiter, die mit blitzenden Waffen von der Ossa her in einer Staubwolke herantrabten? Rasselnd ging die Zugbrücke hoch. In den Wehrgängen tönte gleichmäßig schwerer Schritt, auf dem Hof sammelten sich die Mannen. — —

Ueber dem See mit den weißen und gelben Mummeln zog bleigrau ein Gewitter hoch. Die Luft war schwül und drückend . . . Da zuckte ein Blitz, seine gewaltigen Finger zerrissen jäh die Wolkenwand. Die Scheiben klirrten leise im Donner, und von einem plötzlichen Sturm gepeitscht, prasselte der Regen an die Mauern. Beklemmende stumme Minuten saßen wir so, eingesponnen von der seltsam lebendigen Vergangenheit dieses Hauses.

Später gingen wir hinaus auf den Hof, auf dem blanke kleine Regenpfützen standen. Eine gelbe Dogge lief umher, eine Magd ging mit zwei Eimern zum Brunnen. Auf dem Nordturm fütterte der Storch seine Jungen mit kleinen Schlangen und Fröschen. Wir folgten gern der Burgherrin: „Kommt, Mädel, Ihr sollt nun auch sehen, wo früher die Ochsen am Spieß gebraten wurden, und den „Remter mit dem Geheimnis" müßt Ihr auch noch kennenlernen!"

Der dunkle bauchige Turm, in dem jetzt nur noch Aale geräuchert werden, lockte uns wenig Bewunderung ab; wir waren begierig, den Remter und vor allem das rätselhafte, lachend verheißene Geheimnis zu ergründen. So kletterten wir die schmale Treppe empor. Im Laufe der Jahrhunderte war der Remter schon öfter gekalkt worden und hatte verschiedenen Zwecken gedient, so zuletzt als Schüttboden. Von seiner eigentlichen Bestimmung verriet er kaum noch etwas.

Jetzt war ein Künstler am Werk, den Putz wieder soweit abzuschlagen, daß die stark verblaßten, aber stellenweise noch klar erhaltenen Malereien aus der Ordenszeit wieder freigelegt wurden. Eine mühsame und kostspielige Arbeit, durch die aber wertvollste Zeugnisse deutscher Geschichte der Vergessenheit und dem Verfall entrissen werden. Wir waren ganz ernst geworden beim Anblick der verblaßten Farben, die einstige Schönheit ahnen ließen.

Dann lenkte ein riesiger Schlüssel unsere Gedanken wieder auf das versprochene Geheimnis, das den Abschluß unseres Besuches bilden sollte. Unter größter Feierlichkeit und mit fieberhafter Spannung öffneten wir nun eine Tür, die sich laut kreischend nur widerwillig in ihren Angeln drehte . . . Und dann blickten wir in ein Turmstübchen, in dessen Mitte ein einziger thronartiger Stuhl stand, der uns sehr merkwürdig und kunstvoll erschien. Es war ein Lehnsessel, geschnitzt und gehöhlt aus dem Stamm einer Eiche, etwa vom Boden bis zu einem Meter Höhe.

Unser Staunen — fast hätte ich gesagt ehrfurchtsvolles Staunen — wandelte sich aber rasch in verständnisinniges Schmunzeln und alsbald in schallendes Gelächter, als wir feststellten, daß sich aus der Sitzfläche des Sessels ein kreisrunder Teil mühelos mittels eines zu diesem Zwecke angebrachten Griffes herausheben ließ! — Auch das gehört schließlich zu einer Ordensburg und somit zu ihrer Geschichte.

Ein Königsberger Jungmädel.

Wir entdecken Talente

Von Hiddensee aus waren wir nach Rügen hinübergeschifft, saßen nun am Spätnachmittag bereits in der „Juhe" in Lohme und ließen uns das warme Essen so richtig schmecken. Zu dieser Zeit findet man hier oben noch nicht viele „Reisende". Auch auf Fahrt waren noch nicht viele. Unsere gemütliche „Juhe" hatte nur einen Gast, der schnurstracks das Feld räumte, als wir in den Tagesraum einrückten . . . Spät am Abend aber, als wir zwischen Singen, Spielen, Lesen von Fahrt und Heimabend sprachen, als der Herbergsvater uns von

seinem Leben und seinen Fahrten erzählte, und als endlich auch die Herbergsmutter nach der Tagesarbeit in unseren Kreis rückte, uns vieles von Sitte und Brauch dieses Landes erzählte, da saß mit einem Male auch der Gast mitten unter uns, und nun erst sollten wir so langsam erfahren, daß wir uns in dem stillen Burschen gründlich getäuscht hatten. Fröhlich sangen wir alle gemeinsam unsere Lieder, und endlich fing auch er an, zu erzählen.

Ein arbeitsloser Tischlergeselle war er. Im vergangenen Jahr hatte sein Meister den kleinen Betrieb aufgeben müssen, und da er in seiner Heimat keine Arbeit hatte finden können, hatte er das Zuhause verlassen und sich auf die Wanderschaft begeben. Zuerst von Süddeutschland her durch das ganze Mitteldeutschland hindurch den Osten hinauf, dann von Ostpreußen her über Pommern nach Rügen, und nun wollte er über den Westen des Reiches wieder in die Heimat zurück.

In all dieser Zeit hatte er nur 90 RM. von seinem ersparten Gelde verbraucht, alles übrige hatte er sich unterwegs verdient. Durch Arbeit, — Arbeit als Tischler — als Zeichner, als Künstler! Natürlich wollten wir alles gleich sehen! Alle Wetter noch mal! Da schleppte er wirklich einen ganzen Packen heran!!

Immer fröhlicher, frischer wurde er selbst; sehr erstaunt und höchst beglückt waren unsere Herbergseltern, lustig und schrecklich neugierig standen wir um die Arbeit herum ... Und nun erstand in der Tat vor unseren Augen unser schönes Heimatland in Sonne und Regen. Jede Zeichnung hatte ihre Geschichte. Immer mehr Bilder kamen aus der Mappe hervor, eine Erzählung reihte sich an die andere ... Ganze Bücher könnten das werden! meinten wir ... Und wirklich sammelte er dies alles für ein Buch, wie er uns schließlich erzählte.

Ob daraus jemals etwas geworden ist, haben wir nie erfahren. Eins aber wußten wir bald: diese Bilder und Geschichten, — dieser herrliche Abend wurde für uns der Anfang zu einem ganz neuen Wandern! Das kam so:

Am folgenden Tage hatte Jumbo morgens noch einige Besorgungen gemacht. Mittags brachen wir auf. Bei unserer ersten Rast in einem Fischerdörfchen holte sie mit einem Male Block und Zeichenstift aus dem Brotbeutel, und — zeichnete —!

Ja, wahrhaftig, sie zeichnete! Natürlich machten wir die schönsten Witze. Sie hatte damit gerechnet; es rührte sie gar nicht.

Selbstverständlich setzten wir alles daran, uns ja nicht als Kritiker zu blamieren. Und doch merkten wir, daß unsere Kritik nichts half. Sofort schwenkten wir natürlich um: „Hör mal, du hast ja Talent! Du mußt mal malen!" Schon stürmte aller Beredsamkeit auf das Opfer ein. Jumbo ließ sich nicht stören ... Und Jumbo zeichnete! Und Jumbo: malte!

Am nächsten Tag: große Rast in Arkona! und, siehe da, verschmitzt lächelnd zog jede von uns einen Block aus dem Beutel!

Bald malten wir nicht nur auf Rasten. Nein, wie hätte man an dieser Hausmarke, jener Höhle, diesem Baum vorübergehen können, ohne ihn auf dem Block mitzunehmen! —

Gingen wir von da ab auf Fahrt, so war immer der Block in der Tasche und dabei. Wir zeichneten! und wir ließen uns alte Geschichten und Sagen erzählen, ließen uns alte Lieder vorsingen ... Wir lernten Land und Menschen kennen und erfuhren, daß sich uns erst auf solchen Fahrten eine neue unermeßlich weite Welt erschloß, ja, daß wir erst jetzt den Sinn der Fahrt recht erfaßt hatten.

Ein Berliner Jungmädel.

Als wir Hasenbrot suchten

Jedes Jahr im Sommer fuhr ich, als ich noch ein kleines Mädel war, zu meinem Großvater ins Erzgebirge. Schon die lange Bahnfahrt war für mich eine große Begebenheit; und wenn ich dann endlich, nachdem mich ein Zugführer immer dem anderen übergeheben hatte, mit der „Bimmelbahn" in den kleinen Ort ganz in der Nähe des Fichtelgebirges anlangte, stand da ein Wagen mit zwei braunen Ochsen bespannt. Vorn drauf saß mein Großvater, der hatte immer eine grüne Jacke an, eine ebensolche Mütze auf dem Kopf und die halblange Pfeife im Mundwinkel. „Na, dos is ja das Mädel" sagte er lachend.

Nun wurde der Koffer verstaut, und ich kam, mit einer Decke um die Beine, neben Großvater auf den Kutschbock. Eigentlich war es keine Kutsche, sondern nur ein ganz gewöhnlicher Wagen, wie ihn manche Fleischer besitzen — ich aber fuhr herrlicher als in der vornehmsten Karosse — und saß außerdem neben Großvater.

Wenn wir dann an dem kleinen Haus, nahe am Berg abstiegen, stand die Tante an der Tür und führte mich eigenhändig in das dunkle Haus. Das ist vielleicht nicht gerade bedeutend, aber ich kam mir immer ungeheuer wichtig vor, denn ich war ja Besuch, und wenn bei uns zu Hause Besuch da war, dann nahm ich ihn auch sehr wichtig.

Großmutter war schon lange tot, ich habe sie nie gekannt; aber Tante und vor allem Großvater erzählten oft von ihr, so daß sie mir wie eine gute Bekannte vorkam, wenn ich das Bild betrachtete, das in der Ecke über dem kleinen Tisch mit der gehäkelten Decke und dem einzigen, gedrehten Bein hing.

Großvater ging täglich in den Wald, und es hätte mir wohl langweilig werden können, wenn da nicht zwei Vettern gewesen wären, die mir alle Schätze des Dorfes erschlossen ... Noch heute muß ich daran denken, wie wir einmal in den Wald gingen, um Hasenbrot zu suchen und uns dabei ganz jämmerlich verliefen.

Wenn Großvater abends heimkam, fanden wir immer in seiner grünen Joppe ein Päckchen mit Hasenbrot. Wir drei, meine beiden Vettern, Bertl, Franz und ich stürzten uns immer darüber her. Es schmeckte uns nichts auf der Welt besser als Hasenbrot vom Großvater, und war doch nur, wie man mir später einmal erzählte, Brot aus Tantes Schrank, das Großvater wieder mitgebracht hatte. Es hatte eine ganz harte Rinde und knirschte und schnurbste, als wenn man Holzspänchen bricht. Dabei schmeckte es herrlich nach Tannengrün und frischer Luft — eben so richtig nach Hasens Wohnung. Großvater mußte jeden Abend einen anderen Ort beschreiben, wo er es nun wieder gefunden hatte.

Die harte Kruste eifrig kauend, hörten wir ihm immer wieder zu, bis wir eines Tages auf den Gedanken kamen, selbst einmal loszumarschieren und das Hasenbrot einzuholen. Der Gedanke kam uns, als wir alle drei eben von Tante entlassen, sauber und ordentlich vor der Tür standen und uns die Haare noch naß und straff an den Schläfen klebten.

Franz rückte als erster mit dem Vorschlag heraus, und nachdem wir noch dieses und jenes erwogen hatten, rückten wir den Wurzenberg hinauf, jedes mit einem Taschentuch in der Hand, dessen vier Zipfel zusammengebunden waren. Auf solche Künste verstand sich Bertl, der schon einmal mit Großvater Pilze gesucht hatte.

Wo wir überall herumstakten, weiß ich nicht mehr; mir ist nur noch klar in Erinnerung, daß wir uns lange Stecken suchten, mit denen wir wie große Leute umhergingen und unter die Tannen stocherten — immer in der Hoffnung, ein Häuflein Hasenbrot zu finden.

Ich weiß auch noch, daß wir alle drei auf dem Bauch lagen, um große Erdlöcher — Hasens Wohnung, wie wir meinten — herum, und abwechselnd mit unseren kurzen Armen hineinlangten — und daß uns allen dreien mit der Zeit der Mut sank und wir schließlich mitten auf dem Weg saßen und die Tränen über unsere Backen liefen, weil wir nicht mehr nach Hause finden konnten.

Wir hätten ja schreien können, aber dazu hatten wir keinen Mut, und es wollte auch keiner dem anderen zugeben, daß er Angst hatte ... Nun, zum Sitzenbleiben hatten wir den Mut auch nicht, und so machten wir uns wieder auf den Weg.

Wie lange wir noch liefen, weiß ich nicht mehr. Nur daß auf einmal die alte Klitschgustel mit ihrem hohen Eierkorb vor uns stand, ist mir noch in Erinnerung, und daß Bertl freudestrahlend zu ihr sagte: „Klitschgustel, willst mit uns hamziehn? S'wird spät und wenn'd its net mitkummst, drnahm erdappt dich die Nacht, und du findst nimmer ham."

Es hat ja niemand erfahren, daß wir uns verlaufen hatten, bis auf den heutigen Tag nicht; denn damals hatte das Klitschgustl zu Tante gesagt, die uns wie verlorengegangene Kinder unter der Tür empfing: „De Kinner warn doch aufn Hamweg, da hättst dich gar net sorgen brauchen!

Ein sächsisches Jungmädel.

Die Langerudkinder

Von Marie Hamsun

Einar konnte in dieser Nacht kaum schlafen, denn morgen sollte er hüten dürfen. Spätestens um sieben Uhr morgens mußte er aufstehen, und er hatte schreckliche Angst, sich zu verschlafen. „Ich werde dich wecken", sagte die Mutter am Abend, „schlaf du nur ganz ruhig!" Aber mitten in der Nacht erwachte die Mutter davon, daß jemand auffuhr und mit einem Satz aus dem Bett sprang, und als sie genauer hinsah, erkannte sie Einar, der sich schon abmühte, in seine Kleider zu schlüpfen.

„Bist du närrisch!" rief die Mutter. „Leg dich wieder hin und schlaf, es ist ja noch stockfinstere Nacht. Ich werde dich schon wecken, wenn es Zeit ist." Und Einar tastete sich schlaftrunken und verwirrt wieder zu seinem Bett zurück. Die Sonne schien bereits, als die Mutter die Kinder weckte. „Gott sei gedankt für das schöne Wetter!" sagte sie. Sie selbst sollte in den Stall hinüber und melken, so daß die Kinder sich allein helfen mußten, so gut sie konnten.

Ingerid half Martha beim Ankleiden und beim Frisieren; bei diesem herrlichen Wetter brauchte man ja zum Glück nicht viel anzuziehen. So sprangen sie bald in den klaren Morgen hinaus und zwitscherten wie zwei kleine Vögel; sie mußten schnell in den Stall hinüberlaufen und der Mutter helfen, indem sie alle die Kuhschwänze hochhielten.

Ola hatte es übernommen, im Haus alles in Ordnung zu bringen, während die Mutter im Stall war. Er kochte Kaffee und war vollauf damit beschäftigt, den kleinen hitzigen Kessel zu beobachten, damit er nicht überkochte. Aber der Hüterjunge machte sich an seinem Ranzen zu schaffen und packte Mundvorrat ein, eine Unmenge Flachbrot, Butter und Käse und eine Flasche Milch. Schwer ausgerüstet wanderte er zum Stall hinüber.

Dann wurde das Vieh herausgelassen. Svarta hatte ihre schwere erzene Glocke an, die Kälber trugen jedes eine kleinere Glocke am Hals und Drive hatte ein helles kleines Glöckchen. Sie war die Glockenziege; denn sie war so ordentlich und war so gut daran gewöhnt, Svarta auf die Weide zu folgen.

Die Mutter und die kleinen Mädchen begleiteten sie alle auf den Weg nach Mexiko hinunter. Mexiko war eine Balkenhütte, die reichlich eine Viertelmeile entfernt lag. Dorthin gingen die Kühe sehr oft. Sie ließen sich Zeit und fraßen während des ganzen Weges, streiften in viele Wiesen und Haine, und wenn sie dann nach Mexiko kamen, so pflegten sie dort Mittagsrast zu halten, und dann schlenderten sie ruhig und gemächlich wieder heimwärts.

„In dieser Richtung ist das schönste und beste Weideland", sagte die Mutter, „nicht allzuviel Felsen und Geröll und auch nicht viel Windbruch. Nun paß mir auf die Kälber auf, Einar, und auf alle die fremden Tiere. Das ist das einzige, was du zu tun hast. Gib gut acht, daß sie mit den unsrigen gehen und nicht in den Mooren zurückbleiben. Wenn du die Kälber verlierst, ist es leicht möglich, daß wir sie nie wiedersehen. Und auf die fremden Kühe mußt du jetzt am Anfang besonders gut achtgeben, sonst ziehen sie womöglich schnurstracks wieder ins Tal hinunter, ehe wir's uns versehen. Potimor wird dir wohl am meisten zu schaffen machen."

Ja, Einar wußte sehr wohl, daß er einen wichtigen Posten hatte, es befiel ihn jetzt beinahe eine leise Angst, nun, da es darauf ankam. „Ja, Potimor macht mir am meisten zu schaffen", sagte auch er, um etwas zu sagen. Die Mutter merkte seine Unsicherheit, tröstete ihn und bat ihn, sich nur ja nicht selbst im Wald zu verlaufen. „Halte dich an Svarta, du, die verirrt sich nie", riet sie, „und nun geht in Gottes Namen!"

Als die Mutter und die kleinen Mädchen ein Stück heimwärts gegangen waren, drehten sie sich um und winkten, und Einar winkte tapfer zurück — aber dies war nun doch sein erster Tag! — Daheim hatte Ola den schönsten Kaffee gekocht und Brot und allerlei auf den Tisch gestellt. Er wurde sehr gelobt und war ganz stolz . . .

Während sie beim Mittagessen saßen, sagte die Mutter: „Ich gäbe etwas darum, wenn ich sehen könnte, wie es Einar jetzt gerade geht!" — „Ja", meinte auch der Vater. „Es wird ihm wahrscheinlich sehr gut gehen", meinte Ola. Und so war es auch, Einar ging es geradezu herrlich. Er lag der ganzen Länge nach auf dem Bauch auf der kleinen grünen Wiese vor Mexiko. Offenbar hatte er noch keine Zeit gehabt, den Ranzen auch nur für einen Augenblick abzulegen, denn er trug ihn immer noch auf dem Rücken.

Rings um ihn lagen alle Tiere und käuten ruhig und behaglich wieder. Einar wurde schläfrig von dem Geräusche, so ganz faul, er mußte die Augen schließen und auch ein wenig schlummern. Ab und zu hörte man das leise Klirren einer Glocke, manchmal plötzlich auch, wenn Svarta den Kopf zurückwarf, um die Fliegen zu verscheuchen, ein wahres Getöse. Dann fuhr Einar jedesmal zusammen und schaute mit schläfrigen Augen um sich. Na, Gott sei Dank, sie lagen so schön beieinander, Svartkonsta käute dicht neben seinem einen Ohr wieder, die Fliegen summten, fanden jedoch sein Gesicht nicht, die Sonne brannte ihm so gut auf den Rücken. Noch ein paarmal zuckte er zusammen, wenn Svarta die Fliegen verjagte — dann schlief er ein; und Einar schlief so gut und fest, wie nur solch ein kleiner Junge nach einer unruhigen Nacht und nach mehrstündiger sonniger Wanderung durch Moor und Heide schlafen kann.

Endlich, nach langer Zeit, wachte der Hüterjunge davon auf, daß etwas an seinem Ranzen scharrte und schnupperte. Es war Svartkonsta, die den Mundvorrat gewittert hatte und nun versuchte, den Deckel zu öffnen. Wer weiß, wie lange sie sich damit schon abgemüht hatte, die anderen Tiere waren ihres Weges gezogen, aber Svartkonsta konnte sich von dem Ranzen nicht trennen. Einar rieb sich die Augen, es dauerte eine Weile, ehe er begriff, daß er nicht in seinem Bett lag, sondern sich ganz allein mit Svartkonsta im Wald draußen befand.

Da aber sprang er auf und lauschte und lauschte — nein, keine Glocke, nichts — du liebe Zeit, was war er doch für ein Hüterbub! Jetzt würden sie etwas zu lachen bekommen daheim, wenn er nur mit Svartkonsta angetrabt käme... Ganz verwirrt und unglücklich begann er nach Spuren zu suchen. Aber deren gab es so viele — die einen führten dahin, die anderen dorthin. „O Svartkonsta", jammerte er, „ich werde

dir ewig dankbar sein, weil du mich geweckt hast, aber jetzt mußt du mir auch helfen, daß ich meine Herde wiederfinde!" Und er nahm seinen Ranzen und gab der glücklichen Svartkonsta ein großes Stück Brot.

Sie sind wahrscheinlich heimgezogen, dachte er und lief in der Richtung, in der er die Alm wußte. Als sie ein Stück weit den Hang hinaufgekommen waren, fand Svartkonsta einen Pfad und trippelte eifrig vor Einar her, und nach einer Weile sah er frische Spuren auf dem Pfad, an den Stellen, wo die Erde ein wenig feucht war. Oh, Svartkonsta, die kannte sich schon aus, bald hörten sie die Kuhglocken, sie begannen alle beide zu laufen, und kurz darauf fanden sie die Herde in einem Gehölz dicht beim Pfad, die Nasen in der Richtung nach Hause, aber noch damit beschäftigt, das saftige Gras, das hier wuchs, in sich hineinzuschlingen.

Ja, da war der Hüterbub herzlich froh! Er holte einen Bissen Brot für Svartkonsta heraus. Dann aber durchfuhr es ihn plötzlich: Wenn sich aber nun eines der Tiere verlaufen hatte! Und augenblicklich begann er zu zählen. Das war kein leichtes Geschäft, und er fing immer und immer wieder von vorne an. Es sollten zwanzig Kühe sein, große und kleine zusammen, und achtzehn Ziegen. Die Ziegen waren da. Die Kälber —? Ja, die auch. Aber so viel er auch zählte und zählte, es waren doch nur neunzehn Kühe.

Plötzlich überlief es ihn ganz heiß — Potimor war verschwunden! Er begann umherzulaufen und alle Hügel in der Nähe abzusuchen, ob er nicht das schwarzgefleckte Fell von Potimor irgendwo zwischen den Bäumen sehen würde; aber nein, sie war und blieb verschwunden.

Da setzte sich Einar ins Gras und weinte. „Immer, wenn etwas passiert, passiert etwas Trauriges!" jammerte er. Lieber, Gott, daß es gleich am ersten Tag, an dem er hütete, so verkehrt gehen mußte! Hundertmal schon hatte er im Geist sich stolz mit allen seinen Tieren heimkommen sehen; jetzt war dieser Traum vorbei. Mit Schmach und Schande beladen würde er sich zum Stall schleichen und schließlich bekennen, daß Potimor ihm durchgebrannt war. Was würden die anderen sagen, was würde Ola sagen! Potimor war wohl wieder zum Küsterhof heimgelaufen, das würde natürlich eine große Aufregung geben, die Leute würden es erfahren — kurz, Einar war vernichtet!

Er sank auf seinem Hügel zusammen und kümmerte sich nicht darum, daß die Herde ohne ihn heimzog. Svartkonsta allein blieb geduldig bei ihm stehen — hoffend, daß der Ranzen sich wieder öffnen möchte. Einar hatte die Hände vors Gesicht geschlagen und neigte sich hin und her, er glaubte nicht, daß er sein Schicksal ertragen könnte. Es war wohl am besten, er blieb hier sitzen, bis er ganz tot war. —

Aber während Einar in seinem bitteren Kummer hier saß, hüpfte eine langbeinige und schwarzgefleckte Färse über den Zaun unten bei der Alm und kam seelenvergnügt durch das halblange Gras hereingewatet. „Ist es möglich", rief die Mutter, „kommt da nicht schon Potimor! Dann werden wir Einar und die anderen wohl auch bald hier haben. Ja, da wird es für euch kleine Buben schwer sein, auf die da aufzupassen, wenn sie so über die Zäune springt." Und dann packte sie Potimor und führte sie in den Stall.

Die Sonne versank hinter dem Hügel im Westen; es wurde dämmerig unter den großen Fichten, wo Einar immer noch saß. Er legte den Arm um Svartkonstas Hals und seufzte: „Jetzt habe ich nur noch dich in der ganzen Welt!" Svartkonsta hatte er übrigens nur so lange, als er Flachbrot besaß, und jetzt gab er ihr gerade seinen letzten Bissen... Sie stand eine Weile wartend da, aber er zeigte ihr, daß der Ranzen nun leer sei. Da ging Svartkonsta auf den Weg zu, dem die anderen gefolgt waren, blickte zu Einar zurück und meckerte.

Einar verstand, daß sie ihn rief. Aber konnte er ihr folgen? War es überhaupt möglich für ihn, heimzukommen? Ein Unglückshäher fing dicht über seinem Kopf an zu schreien, so daß der Knabe hoch auffuhr. Ach, wie unheimlich es hier war, wenn es nun ganz dunkel wurde und Svartkonsta ihn verließ! Und er stand endlich langsam auf und ging auch zu dem Weg hinauf. Und dann trippelte Svartkonsta eifrig und vergnügt heimwärts, mit Einar hinter sich, der recht kleinlaut folgte.

Auf der Alm aber gab es große Aufregung, die Herde war heimgekommen, aber kein Einar. Vater und Mutter und alle miteinander konnten nicht verstehen, wie dies zusammenhing. „Glaubst du, daß die Trolle ihn geholt haben?" fragte Martha ängstlich... O nein, aber es gab so vieles im Wald, dem ein solcher Wildfang ausgesetzt war.

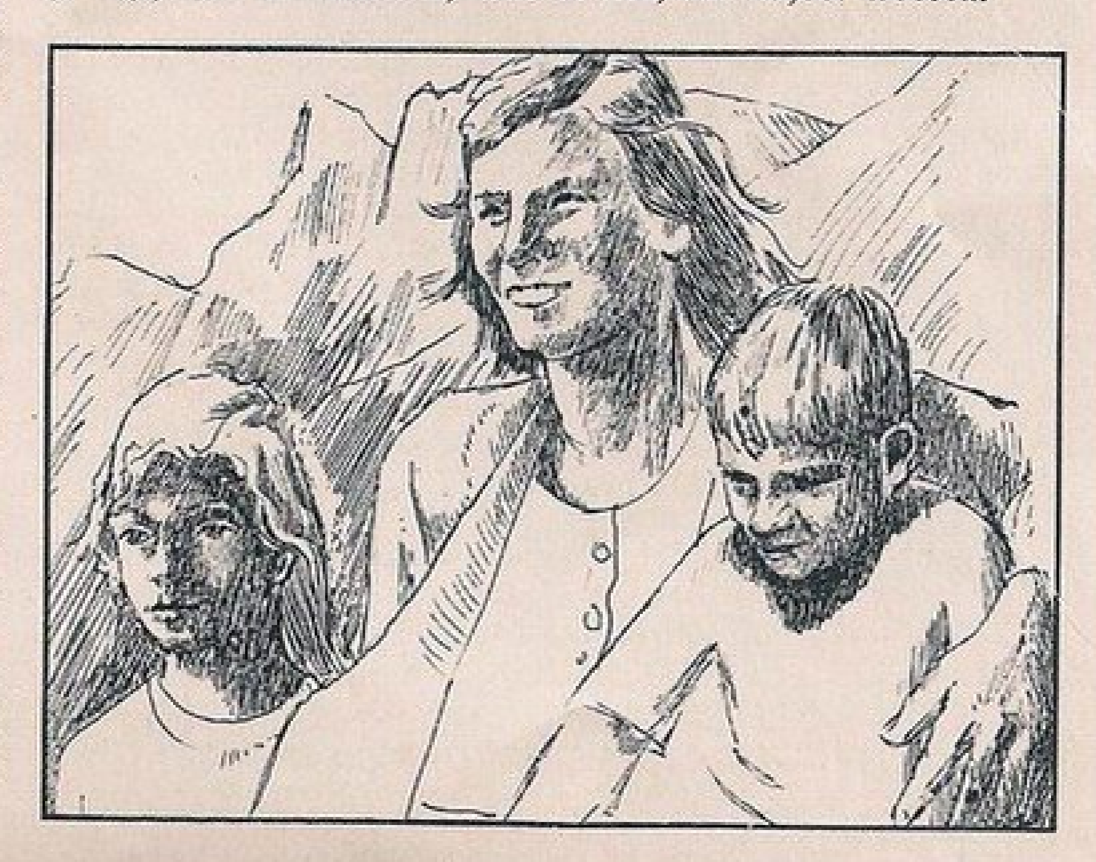
Die Mutter und die kleinen Mädchen mußten das Vieh versorgen, Vater und Ola sollten gleich fortgehen und Einar suchen. Es war so unheimlich, als Vater sagte, er wolle geradeswegs durch den Wald gehen und in den Weihern auf dem großen Moor gleich bei Mexiko suchen. Die beiden kleinen Mädchen weinten laut auf, die Mutter trocknete die Augen, und Ola mußte den Kopf zurücklegen und in den Gipfel der großen Birke hinaufschauen, um sich nicht die Nase putzen zu müssen. Ola erhielt übrigens den Auftrag, den Weg nach Mexiko zu gehen und die ganze Zeit zu rufen und zu schreien, für den Fall, daß Einar die Richtung verloren und sich irgendwo am Hang verirrt hätte.

Als Vater und Ola schon ein Stück weit fort waren, rief Ingerid plötzlich: „Svartkonsta ist auch nicht da!" — „Was sagst du?" fragte die Mutter, „ist sie weg?" Und nun hoffte die Mutter, Einar und Svartkonsta seien beieinander... Ola aber trabte allein den Weg dahin. Die Drossel sang für ihn, jawohl, aber Ola hörte nicht zu, er ging mit düsteren Gedanken weiter. Wenn nun Einar nicht mehr wiederkäme? Ola schneuzte sich. Lieber Gott, ich habe Einar geneckt, aber ich habe es ja nicht so böse gemeint, das darfst du mir glauben. Und wenn du Einar dieses eine Mal wiederkommen lassen willst, dann will ich nie — nein, nie — —

Ola warf sich überwältigt auf die Knie und weinte laut. Hier war ja niemand, der ihn sah und hörte. Niemand? Aber dort steht auf einmal Svartkonsta mitten vor ihm und sieht äußerst erstaunt drein... Und gleich hinter ihr taucht Einar aus dem Halbdunkel auf, er selber leibhaftig, den Ranzen am Arm baumelnd. Ola hatte nicht einmal Zeit, aufzustehen, ehe Einar sagte: „Warum heulst du denn? Hast du dir wehgetan?"

„Ja", antwortete Ola und sah nieder, „am Knie" und er begann das eine Knie heftig zu reiben... „Aber was willst du denn hier?" fragte Einar. „Warum gehst du nicht heim?" erwiderte Ola böse, „die Kühe sind ja schon alle längst daheim." — „Alle?" fragte Einar, „sind alle daheim?" — „Ja alle."

Einar begriff das nicht und fragte unsicher: „Und die Potimor, ist sie auch gekommen?" — „Potimor — die kam als erste!" Da konnte Einar sich nicht mehr halten. Er stieß ein merkwürdiges Geheul aus, so daß Svartkonsta und Ola zusammenschraken, und dann nahm er die Beine unter die Arme und lief und lief, bis er daheim war, und in den Stall zur Mutter hinein, die beinahe vom Melkschemel fiel, so erschrocken und froh war sie. Und nun erzählte Einar alles miteinander... Aber Ola und Svartkonsta kamen nachgetappt, dumm und stumm vor Verwunderung. Merkwürdig, dachte Ola, so rasch und wortwörtlich war er noch nie erhört worden.





Wir wissen, wie stark gerade die Beleuchtung das Aussehen eines Raumes bestimmt, ihn nüchtern und unfreundlich oder warm und traulich erscheinen läßt. Gerade auf die Lampen müssen wir daher achten, wenn wir uns ein Jungmädel-Heim schaffen wollen, das unserer Art wirklich entspricht. Am besten ist es, wenn wir uns die Lampenschirme selber arbeiten, weil wir dann Farbe, Form und Art selbst auswählen können, so daß sie genau für unsere Heime abgestimmt sind.

Wir benutzen zu fast allen Lampenschirmen durchscheinendes Papier, das wir uns als Oelpapier in verschiedener Musterung, die wie Wasserzeichen in dem Papier liegt oder eingepreßt ist, und in verschiedener Tönung, gelblich, grün, rötlich usw. in größeren Papierhandlungen kaufen können. Doch haben wir weit mehr Möglichkeiten, besonders in bezug auf die Farbe, wenn wir uns das Papier selber herstellen. Dazu können wir jedes Zeichenpapier, Ton- oder anderes festes Papier benutzen, das wir durch Fett durchscheinend machen; jeder Fettfleck hinterläßt ja auf dem Papier eine durchscheinende Stelle.

Wir kaufen Paraffinöl oder machen uns eine Mischung von etwas mehr als einem Drittel Firnis und zwei Dritteln Terpentinöl. Beim Besorgen müssen wir reinen Leinöl-Firnis fordern, da der heutige Ersatz mit Oellack vermischt ist und das Papier brüchig macht. Wir bedecken unseren Arbeitstisch dick mit Zeitungspapier, damit er nicht fettig wird. Dann bestreichen wir mit einem Pinsel gleichmäßig eine oder beide Seiten unseres Papierbogens mit Oel oder Oelmischung und lassen ihn eine Stunde so liegen. Mit einem Lappen wird nun das Papier abgewischt, damit alles überflüssige Oel entfernt wird. Zum Trocknen hängen wir die Bogen nun mit Musterklammern an eine gespannte Leine, oder, wenn der Bogen groß ist, legen wir ihn über eine Leine und lassen alles bis zum nächsten Tage trocknen.

Um unsere Lampen mit besonders gekennzeichneten Schirmen zu versehen, können wir vor dem Oelen mit Wasserfarbe Streifen oder irgendwelche einfachen Linien und Zeichen auf das Papier malen; doch ist es dabei praktisch, die zugeschnittenen Lampenschirme zu haben, um auch wirklich nachher die Musterung richtig auf unsere Lampen zu bekommen.

Am einfachsten ist der gefaltete Lampenschirm herzustellen (Zeichnung 1). Wir messen uns die Höhe des Gestelles für den Schirm aus und schneiden Streifen Papier oben und unten je 2 bis 4 Zentimeter breiter zu, und in der Länge zwei- bis drei- oder viermal so lang wie der untere Umfang des Drahtgestelles (Zeichnung 1a), je nachdem wir die Falten enger oder weiter haben wollen. (Diese Drahtgestelle bekommen wir in jedem Lampengeschäft, oder sie werden uns dort nach unseren genauen Angaben angefertigt.) Ist das Papier nicht lang genug beim Zuschneiden, so müssen wir soviel Teile aneinanderkleben, bis die richtige Länge erreicht ist.

Nun teilen wir uns den ganzen Streifen quer in gleiche Abstände ein (Zeichnung 2). Sollen die Falten flach sein, so nehmen wir immer den Abstand von 1½ bis 2 Zentimetern, sollen sie tiefer sein, so wird die Einteilung breiter. Die Tiefe der Falten richtet sich nach der Größe der Lampe und damit nach der Größe des Schirmes. In dieser Einteilung wird nun gefaltet, immer einmal hin und einmal her, so wie wir als Kinder aus einer Heftseite einen Fächer gefaltet haben (Zeichnung 2a). Wenn der ganze Streifen gefaltet ist, schlagen wir mit einem 3- oder 4-Millimeter-Locheisen oben in den zusammengelegten Streifen ein Loch, 2 bis 3 Zentimeter vom oberen Rand entfernt, durch das nachher die Schnur gezogen wird. Etwas tiefer schlagen wir mit dem gleichen Locheisen ein halbes Loch an die Kante, die nachher innen sein soll, damit der Schirm mit diesem halben Loch auf dem oberen Rand des Drahtgestelles aufliegen kann (Zeichnung 3).

Anfang und Ende des Lampenschirmes werden nun mit Leim, am besten Syndetikon, zusammengeklebt, so daß eine nach innen- und eine nach außengehende Seite aufeinanderliegen. Gehen Anfang- und Endfalte beide nach außen oder innen, so wie in Zeichnung 2a, so muß ein schmaler Streifen abgeschnitten werden, ehe wir leimen können.

Aus dünnem Perlgarn, Twist, Seide oder Bast drehen wir uns nun die Schnur zum Zusammenhalten des Schirmes. Zwei gleichlange, gleich- oder verschiedenfarbige Fäden werden nebeneinandergelegt und am Anfang und Ende miteinander verknotet. Den einen Knoten hängen wir über einen Nagel oder geben ihn jemandem zu halten, ziehen die Fäden stramm, stecken in die andere Schlinge einen Bleistift und drehen nun die Fäden umeinander, bis sie ganz fest zusammen sind. Dabei muß der Faden immer stramm bleiben, weil er sich sonst ungleichmäßig zusammenrollt. Diese gedrehten Fäden legen wir nun zur Hälfte zusammen, doch müssen wir sie auch dabei immer strammhalten, und drehen nun wieder die Fäden umeinander,

aber diesmal in entgegengesetzter Richtung, als wollten wir wieder aufdrehen, was wir vorher zusammengekordelt hatten.

Die Schnur ist fertig, wenn sie sich nicht mehr selber um sich dreht. Die beiden losen Enden verknoten wir, schneiden auf 1 bis 2 Zentimeter Länge ab und ziehen mit dem anderen Ende eine Perle in passender Farbe auf bis zum Knoten. Dann gehen wir mit dem unverknoteten Ende der Schnur durch alle ganzen Löcher des Schirmes, bis wir wieder neben dem Anfangsloch gelandet sind. Wir ziehen eine zweite Perle auf, verknoten dahinter und schneiden wieder 1 bis 2 Zentimeter ab. Statt der Schnur können wir auch einen einfachen, umgedrehten Bastfaden oder Lederstreifen nehmen. Wenn wir den Schirm über das Drahtgestell der Lampe gesetzt haben, ziehen wir die Schnur so weit zusammen, wie es nötig ist, daß der Schirm richtig sitzt, und binden eine kleine Schleife.

Eine andere Art von Lampenschirmen hat eine glatte Form. Sie sind meist schöner als die gefalteten und fangen nicht soviel Staub. Wir arbeiten wieder mit dem gleichen Material: selbstgemachtes oder gekauftes Oelpapier und zum Verschnüren Bast, Leder oder Garn. Die Drahtgestelle oder Drahtringe besorgen wir uns oder lassen sie auch wieder nach unseren Angaben anfertigen. Während wir bei der ersten Art nur kegelförmige, vielleicht einmal zylindrische Schirme herstellen konnten, gibt es für die glatten Formen verschiedene Möglichkeiten, die wir für Hänge- und Stehlampen benutzen können. Für die Form eines abgestumpften Kegels besorgen wir uns zwei Ringe, einen größeren einfachen, der den unteren Umfang des Lampenschirmes angibt, und einen kleinen für den oberen Rand, der aber einen Querstab oder ein Drahtkreuz mit einem kleinen Loch in der Mitte haben muß, um den Schirm an der Lampe zu befestigen (Zeichnung 5). Wir machen uns erst ein Muster aus Zeitungspapier für den Schirm. Dazu zeichnen wir uns eine senkrechte gerade Linie auf die Zeitung und rechtwinklig dazu unten eine Wagerechte daran, die nach der einen Seite so lang ist wie der halbe Durchmesser des großen Ringes, und in der Höhe des Schirmes eine zweite wagerechte Linie nach derselben Seite, so lang, wie der halbe Durchmesser des kleinen Ringes (Zeichnung 5a).

Die Endpunkte dieser beiden wagerechten Geraden werden durch eine Linie miteinander verbunden, die weitergeführt die Senkrechte oberhalb der kleinen Wagerechten schneidet. In diesem Schnittpunkt S setzen wir einen Zirkel ein und schlagen zwei Kreisbogen, einen mit dem Radius Sa = vom Schnittpunkt bis zum Endpunkt der kurzen Wagerechten und einen mit dem Radius Sb = vom Schnittpunkt bis zum Endpunkt der langen Wagerechten. Die Kreisbogen müssen beide etwas länger sein, als der Umfang der zwei Drahtringe ist; dann werden die Endpunkte miteinander verbunden, und diese „Mantelabwicklung" etwas zu groß ausgeschnitten.

Ein schmales Stück werden nun der Anfang und das Ende mit Syndetikon oder Bastelleim zusammengeklebt und mit einem eisernen Lineal bis zum Trockensein beschwert. Dann werden die beiden Ringe in den Schirm geleimt, das überstehende Papier weggeschnitten, und nun nähen wir mit einem Faden aus Leder, Bast oder Garn mit mittelgroßen Stichen die Ringe an das Papier fest. Oben deckt eine kreisrunde Scheibe den Schirm ab und wird mit der oberen Kante zusammen festgenäht. Beim Nähen mit Leder ist es praktisch und auch sonst ist es ganz angebracht, sich die Löcher mit einem Locheisen oder einer entsprechenden Lochstange in das Papier zu stanzen. Um ein gutes Aussehen zu erzielen, müssen unsere Stiche immer den gleichen Abstand voneinander haben (Zeichnung 6).

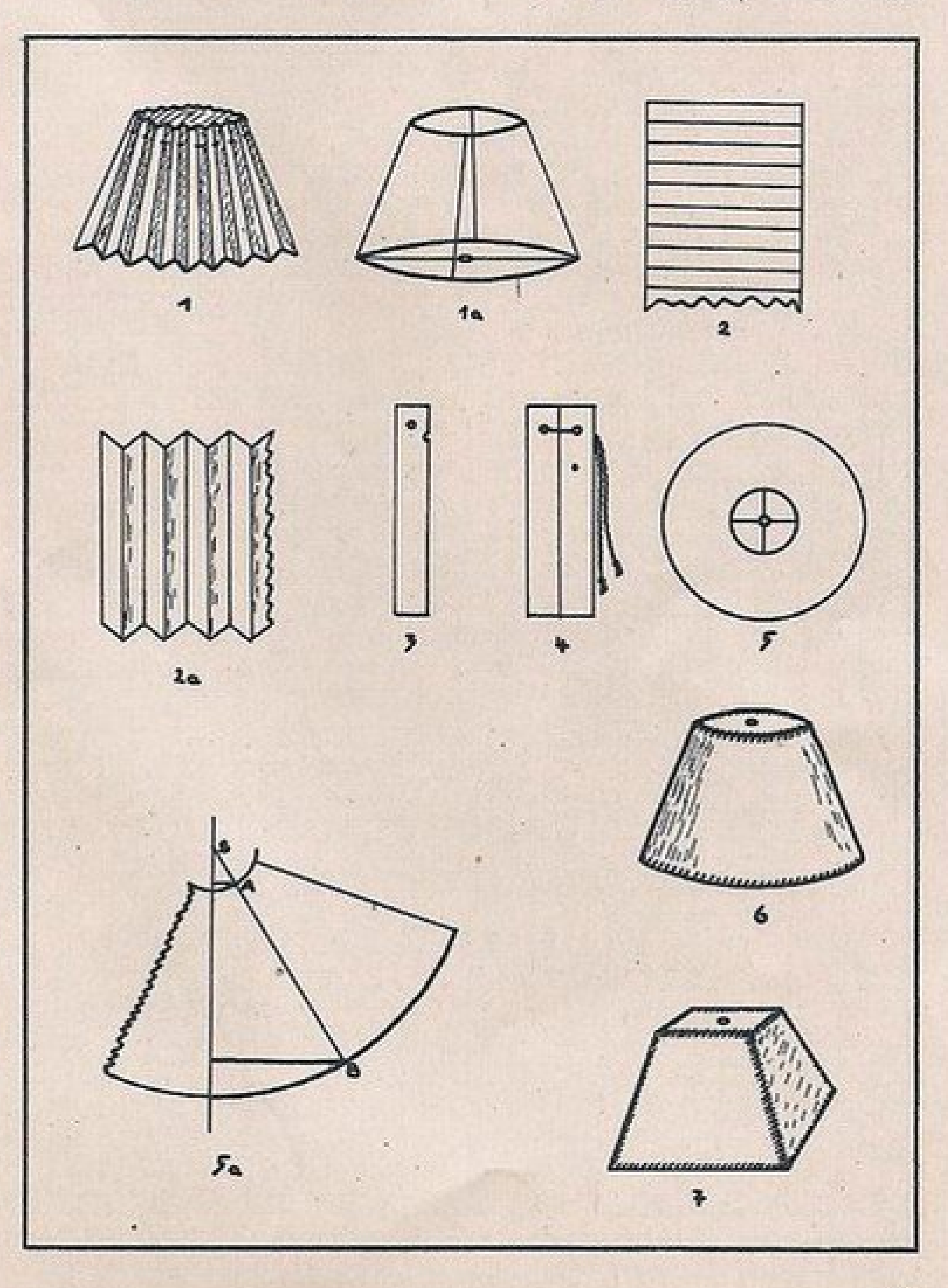
Für einen Schirm in der Form einer abgeschrumpften Pyramide (Zeichnung 7) müssen wir uns die vier Seitenteile und das obere Quadrat einzeln ausschneiden. Dazu legen wir das Drahtgestell mit einer Seitenfläche auf das geölte Papier und umziehen den Draht von außen mit einem Bleistift. Nach dem Ausschneiden werden die einzelnen Teile an das Gestell genäht, nicht geklebt. Bei der oberen und den senkrechten Kanten müssen wir daran denken, daß immer zwei Papierteile zu gleicher Zeit an das Gestell geschnürt werden müssen. Alle Knoten müssen innen an wenig sichtbaren Stellen liegen, und die Enden müssen so vernäht oder verklebt werden, daß sie fest an dem Papier anliegen, da sie sonst als Schatten auf dem Schirm zu sehen sind, wenn die Lampe brennt.

Ein Schirm in Zylinderform kann für eine Stehlampe auf dem Schreibtisch oder Nachttisch gearbeitet werden, oder für einen Wandarm, oder eine Hängelampe (Zeichnung 8). In jedem Fall genügen als Gestell zwei gleichgroße Drahtringe, deren oberer bzw. unterer das Kreuz mit dem Loch hat (wie Zeichnung 5), je nachdem der Schirm von oben oder von unten an der Lampe befestigt wird. Das Oelpapier wird wieder in einem Stück zugeschnitten, ein gerader Streifen in der Breite wie die Höhe des Schirmes und in der Länge wie der Umfang der Ringe, ½ bis 1 Zentimeter zum Kleben zugegeben. Eine Scheibe oben, bei einer Hängelampe kann auch noch eine Scheibe unten befestigt werden. Sie wird zugeschnitten und mit einem Zylindermantel an die Ringe genäht.

Der umgekehrte Kegel ist nur für eine Hängelampe gedacht, z. B. auf dem Flur oder der Diele, wo nicht so helles Licht notwendig ist (Zeichnung 9). Wir besorgen uns einen großen Drahtring, der an die obere Kante des Kegels geleimt und genäht wird. Das Oelpapier schneiden wir uns in einem Stück zu in der Form eines großen Kreisausschnittes (Zeichnung 9a), dessen Bogen so lang ist wie der Umfang des Ringes und ½ bis 4 Zentimeter zum Leimen dazu. Auch hier ist es praktisch, wenn wir uns erst das Muster aus Zeitungspapier zuschneiden, damit wir nachher die richtige Größe haben. Da die Spitze unten leicht unschön wird, können wir sie mit einer Quaste verdecken die wir uns aus Bast oder Leder machen, womit wir den Schirm genäht haben. Der Lampenschirm wird mit drei oder vier Schnüren aufgehängt, die an den Ring oder an die Zuleitungslitze der Lampe oder an den Haken in der Decke befestigt werden.

Den würfelförmigen Lampenschirm (Zeichnung 10) arbeiten wir uns in der gleichen Art wie den der Zeichnung 7. Alle vier Seitenteile werden einzeln zugeschnitten und für oben ein gleichgroßes Quadrat, bei einer Hängelampe vielleicht auch für unten noch ein ebensolches Quadrat. Beim Nähen müssen wir wieder darauf achten, daß die zusammentreffenden Seiten auf einmal genäht werden müssen.

Zeichnung 11 zeigt eine Deckenbeleuchtung: Zwei größere Scheiben, die in nicht so weitem Abstand voneinander befestigt sind und zwischen denen die Birnen der Lmpe sitzen. Die obere Scheibe wird durch drei bis vier Schnüre gehalten, während die untere Scheibe auf dem Endknopf der Lampe ruht. Zum Arbeiten haben wir uns zwei große Drahtringe

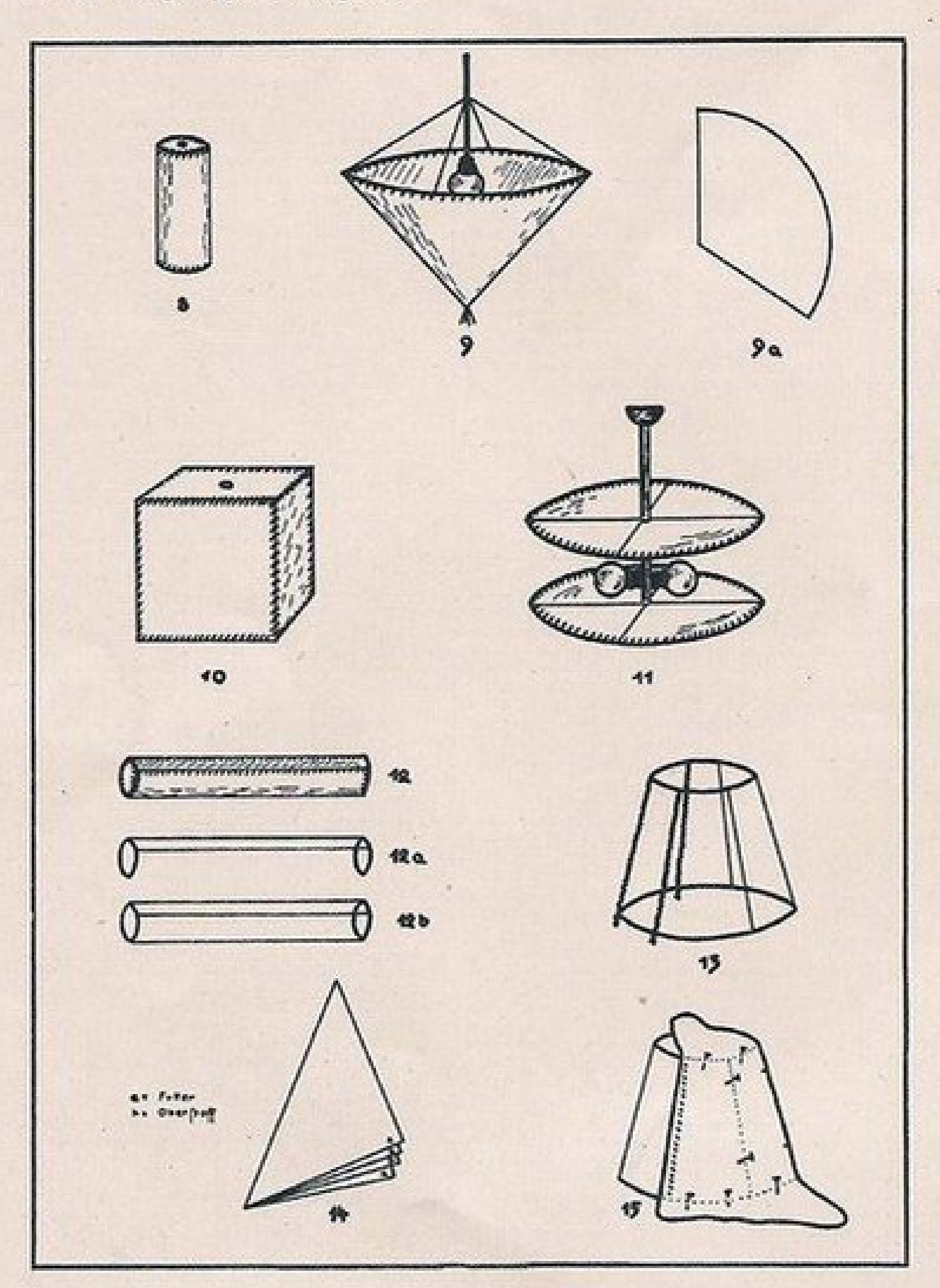


besorgt, die beide das Drahtkreuz mit dem kleinen Loch in der Mitte haben. Für jeden Ring schneiden wir uns eine passende Scheibe auf Oelpapier zu, die von unten an den Ring genäht wird, damit man nachher das Drahtkreuz der oberen Scheibe überhaupt nicht sieht, das der unteren nur als Schatten durch das Papier hindurchscheint, wenn die Lampe brennt.

Einen Lampenschirm für Soffitten-Beleuchtung zeigt Zeichnung 12, für den wir uns ein Drahtgestell wie in Zeichnung 12a und 12b arbeiten lassen. Das Gestell der Zeichnung 12a hat den Vorteil, daß kein Schatten des unteren Drahtes nachher zu sehen ist, doch wird es etwas weniger stabil sein als das der Zeichnung 12b. Das Papier wird wieder wie bei dem zylindrischen Schirm in einem Stück zugeschnitten und die beiden Scheiben für die Seiten extra. Dieser Lampenschirm kann sowohl waagerecht wie auch senkrecht verwendet werden, die Herstellung bleibt bei beiden Malen die gleiche.

Ganz kurz will ich nun noch die Arbeitsweise eines mit Stoff bespannten Lampenschirmes zeigen; denn es ist doch möglich, daß in Euer Heim eine Lampe mit einem Oelpapierschirm gar nicht paßt, weil Ihr den Raum vielleicht in bäuerlichem Stil gehalten habt. Zum Beispiel wollt Ihr gern den Stoff Eurer Vorhänge auch für die Lampe nehmen, oder Ihr bekommt in Papier nicht die Art und die Farbe, die gerade gut paßt, habt sie aber in Stoff da, so ist es gut, wenn Ihr wißt, wie man solche Lampenschirme auch allein arbeiten kann. Das Drahtgestell wird erst mit einem 1 Zentimeter breiten weißen Batistband dicht und stramm umwickelt, immer von oben angefangen und unten das Band verknotet. Wenn wir ansetzen müssen, weil ein Band zu Ende ist, fangen wir 2 Zentimeter über dem vorigen Band wieder an (Zeichnung 13).

Dann werden der obere und der untere Rand auch umwickelt. Beim unteren Rand wird über die Knoten, wenn sie klein sind, hinweggewickelt, sonst müssen sie aufgemacht werden, die Bandenden müssen etwas um den unteren Rand gelegt und von dem anderen Band mit festgehalten werden. Um einen stärkeren Lichtreflex zu haben, füttern wir den Schirm mit weißem Mull, den wir erst einmal unter den Oberstoff legen. Dann legen wir beide Stoffe über Eck zusammen, daß der Oberstoff in der Mitte liegt (Zeichnung 14).



Wir legen nun den vierfachen Stoff so über das halbe Gestell, das oben eine Spitze übersteht und stecken ihn an den senkrechten Drähten fest, spannen ihn um den Rand des Schirmes und stecken ihn an dem oberen und unteren Ring fest. Dann nähen wir ihn an den beiden äußeren bedeckten, sich gegenüberliegenden senkrechten Drähten mit kleinen überwendlichen Stichen an (Zeichnung 15). Der überstehende Stoff wird weggeschnitten. Nun nehmen wir die anderen Stecknadeln heraus und kippen die beiden oberen Stofflagen über die zweite Hälfte des Gestelles, über dem sie nun stramm sitzen müssen.

Wenn wir den Schirm nun gegen das Licht halten, können wir Fädchen, die noch zwischen den beiden Stoffen sein sollten, entfernen. Fältchen, Beulen und überschüssiger Stoff werden zu den Stangen hin glattgestrichen und mit überwendlichen Stichen festgenäht. So müssen alle Drähte fest mit dem Bezug vernäht sein. Unten am Schirm schneiden wir den Stoff fort, der noch 1 Zentimeter übersteht, den wir nach innen um den unteren Drahtring schlagen und mit kleinen Stichen sauber vernähen.

Der obere Rand wird genau so gearbeitet und innen alle unsauberen Kanten fein vernäht. Um unschöne Nähte auf den Drähten außen am Lampenschirm zu verdecken, können wir Kordel daraufnähen, doch sieht es oft ohne solche Kordel schöner aus. Die Hauptsache bei diesen Schirmen ist, daß der Bezug stramm und glatt das Gestell überdeckt und mit kleinen gleichmäßigen Stichen genäht wird.

Ilse Keiler, Obergau Berlin.

Zum Abschluß unserer Werbeaktion

Erst in den letzten Wochen war es möglich, alle die Listen, Aufstellungen, Meldungen und Bestellkarten zu bewältigen, die am Schluß unserer ersten reichseinheitlichen Werbeaktion und noch in den folgenden Wochen und Monaten nachher beim Verlag des „Deutschen Mädels" eingegangen sind.

Aus der riesigen Anzahl der Listen selbst und aus vielen Begleitbriefen der Gruppen und Untergaue sprechen deutlich die Freude und Ausdauer, mit der sich Mädel wie Jungmädel für ihre Zeitschrift bei Eltern und Verwandten, Lehrern und Betriebsführern und allen nur denkbaren Außenstehenden eingesetzt haben. Auch die Dienststellen der Partei, Behörden, Schulen und Betriebe sind nachdrücklich auf die Zeitschrift als dem Ausdruck unserer gesamten Mädelarbeit aufmerksam gemacht worden. Zahllose Belege zeigen, wie erfinderisch und beweglich Führerinnen und Mädel waren, um ihr Ziel zu erreichen.

Die Ergebnisse allerdings schwanken innerhalb der einzelnen Obergaue ziemlich stark. Das erklärt sich einmal aus der Einwohnerzahl, dann aber auch aus der wirtschaftlichen Lage und zuletzt aus der verschieden starken Aufnahmebereitschaft für eine Zeitschrift überhaupt. Daß das Ergebnis in der Bayrischen Ostmark anders sein muß als im dichtbesiedelten, städtereichen Industriegebiet an Rhein und Ruhr, versteht sich von selbst, ohne daß damit etwa gesagt wäre, daß die Mädel und Jungmädel der Bayrischen Ostmark weniger freudig an die Werbung herangegangen wären. Im Gegenteil, die reinen Zahlen können vielfach ein völlig schiefes Bild geben.

Leider sind manche Gruppen, die an sich ein gutes Ergebnis geschafft haben, bei der Preisverteilung ausgeschieden, weil sie den bereits einmal verlängerten Termin nicht beachtet haben. Die Gruppen, die innerhalb der einzelnen Obergaue einen Preis erhalten haben, werden in den nächsten Tagen vom Verlag gefragt, welchen der ausgesetzten Preise sie sich ausgewählt haben. Die besten Einzelwerberinnen in den besten Gruppen werden ebenfalls benachrichtigt, damit sie sich dann zu einem Lager ihres Untergaues anmelden können.

Wer trotz aller Mühe bei diesem Werbewettbewerb keinen Preis erhalten hat, soll nicht den Kopf hängen lassen oder mißmutig werden. Ihr habt euch ja nicht an einem der sonst üblichen Preisausschreiben beteiligt, sondern ihr seid mit eurem Einsatz für unsere Zeitschrift gleichzeitig für die gesamte BDM-Arbeit eingetreten, die im „Deutschen Mädel" von Monat zu Monat zusammengefaßt wird, und dieses Bewußtsein darf euch nach dieser Werbung froh und stolz machen.



RINGENDES DEUTSCHTUM

Lettland

Das Jahr 1936 brachte der deutschen Volksgruppe in Lettland, wie wir laufend berichteten, eine Sturzflut von einschneidenden Entrechtungen, Enteignungen und Verhaftungen. Die lettische Regierung, die selbst die völkische Erneuerung des eigenen Volkes auf ihre Fahne geschrieben hat, duldet auf der andern Seite die Erneuerungsbestrebungen der deutschen Volksgruppe nicht. Die lettische Regierung bezeichnet diese Bestrebungen als staatsfeindlich und versucht nun systematisch das völkische Eigenleben des Baltendeutschtums zu zerstören.

Nach der Enteignung der Gildenhäuser wurden in halbamtlichen Zeitungen Stimmen laut, die vorschlugen, die Gildenhäuser, deren künstlerischen und architektonischen Wert man bezweifelte (sie stammen teilweise aus dem 13. Jahrhundert!), abzureißen und an ihre Stelle ein Kongreßgebäude für die Wirtschaftskammern zu errichten. — Das wäre der Höhepunkt der lettischen Kulturbarbarei.

Völlig überraschend wurde Anfang April das Rigaer Dommuseum, das der deutschen „Gesellschaft für Geschichte und Altertumskunde" gehört, auf Veranlassung des lettischen Kultusministers mit der Einrichtung und all seinen Sammlungen enteignet. Es soll von nun an staatlich verwaltet werden. Bisher ist der gerichtlich erhobene Einspruch noch nicht zur Verhandlung gekommen.

Litauen

Die Wahlen zu der Stadtverordnetenversammlung in Memel brachten eine absolute Mehrheit für die memelländische Gemeinschaftsliste. Von 25 Sitzen fallen allein 11 Sitze auf die deutschen Kandidaten. Auch die Gemeindewahlen brachten das einheitliche Wollen der Memelländer zum Ausdruck. — Im Hinblick auf die starke litauische Zuwanderung und die Behinderung der Wahlpropaganda bedeutet diese Wahl einen großen Erfolg.

Zu den litauischen Parlamentswahlen haben die Memelländer 9 Kandidaten gestellt. Diese Liste der deutschen Kandidaten ist nach und nach bis auf 3 gestrichen worden.

Man sollte annehmen, daß Litauen bestrebt sei, im Innern des Landes durch bessere Behandlung der Deutschen eine etwas entspanntere Atmosphäre zu schaffen, denn die ständig wachsenden Bauern- und Kommunistenunruhen bilden eine große Gefahr. Die letzten Meldungen haben uns des Besseren belehrt. Es wurden viele deutsche Post-, Zoll- und Bahnbeamte verhaftet. — Die litauische Regierung hat fast sämtliche deutsche Beamte, die sie am 1. Januar 1924 mit dem Staatsstreich vom 10. 1. 1923 übernommen hat, entlassen und an ihre Stelle Litauer gesetzt.

Die Zustände in den Gefängnissen sind unglaublich. So wurde der Deutsche Rimkus, der mit einem Zigeuner eine Zelle teilte, von seinem Zellengenossen so schwer verletzt, daß er nach einigen Tagen starb. Der Zigeuner hatte oft Streitigkeiten mit Rimkus, der in Handfesseln lag, angefangen. Eine Trennung der Gefangenen war nach litauischer Angabe wegen Raummangels nicht möglich. Der Zigeuner ist zu einem Jahr Zuchthausstrafe verurteilt worden.

Polen

Den Warschauer Behörden mag man den guten Willen für eine verständigungsbereite Minderheitenpolitik zugestehen, aber die Behörden in den westlichen Gebieten sind noch weit davon entfernt. So dauert die Auflösung der Ortsgruppen der DV und der JDP noch an.

Vor einiger Zeit wurde eine deutsche Privatschrle mit 59 Kindern aufgelöst, da die gepachteten Räume für andere Zwecke gebraucht wurden. (Siechenhaus!)

Einen schweren Verlust hatten die Deutschen mit der Neuordnung des deutschen Schulwesens zu tragen. An Stelle der Lehrerseminare sollen jetzt Pädagogien eingerichtet werden. Das Lehrerseminar in Lodz, deutsche Bildungsstätte Mittelpolens und Wolhyniens, ist ein Opfer dieser Neuordnung geworden. Die von den Deutschen aufgeworfene Frage: wo soll der neue Lehrernachwuchs für das deutsche Kind in Polen herangebildet werden?, ist von polnischer Seite noch nicht beantwortet worden.

Große Erregung rief der Ueberfall in einem Industrieort in Oberschlesien von Angehörigen des polnischen Aufständeverbandes auf 140 Minderheitsdeutsche, die zu einer Veranstaltung von „Mutter und Kind" zusammengekommen waren, in deutschen Kreisen hervor. Der deutsche Senator Wiesner hat an den polnischen Ministerpräsidenten ein Telegramm übermittelt, in dem er bittet, die Aufständischen zur Verantwortung zu ziehen. — Die „Polska Zachow" wagte es, in einem Bericht den Vorfall so zu verdrehen, daß die Deutschen die Angreifer waren.

Die Zeitung des Polenbundes in Deutschland „Glos Ludu" teilt in einer Bekanntmachung ungefähr folgendes mit: Wir haben das Recht in Deutschland, unsere Kinder in staatlich anerkannte Minderheitenschulen zu schicken. Niemand hält uns durch unser Bekenntnis zum polnischen Volkstum für politisch unzuverlässig. Für polnische Sprachkurse werden uns Räume zur Verfügung gestellt usw. Und das alles tut Deutschland, ohne durch Verträge seinen Minderheiten verpflichtet zu sein. —

Das ist das Urteil von Polen, die in Deutschland leben! Ein besseres Vorbild in der Behandlung der Minderheiten kann wohl kaum gegeben werden.

Ungarn

Ende April wurde als Abschluß des Besuches des ungarischen Kultusministers ein deutsch-ungarisches Abkommen über die kulturelle Zusammenarbeit geschlossen. — Kurz danach wurde auf Veranlassung der Königlichen Tafel der Schmähprozeß gegen den toten Dr. Bleyer, den ehemaligen Führer der ungarländischen deutschen Volksgruppe, wieder aufgerollt. Das Deutschtum in Ungarn hofft, daß das Ansehen ihres einstigen Führers wiederhergestellt wird.

Vor einigen Tagen wurde dem deutschen Arzt Dr. Mühl in Bonyhad (Komitat Tolnau) von ungarischen Chauvinisten die Fenster eingeworfen. Als der Arzt diesen Vorfall der Polizei melden wollte, wurde er unterwegs von Gendarmerie verhaftet und geradezu unmenschlich behandelt. Es ist anzunehmen, daß der Innenminister eine strenge Untersuchung dieses Vorfalles anordnen wird.

Tschechoslowakei

Wie wir bereits berichteten, ist Anfang dieses Jahres ein Erlaß vom tschechoslowakischen Kriegsminister Machnik herausgekommen, wonach nur die Firmen Aufträge für Heereslieferungen erhalten, die bestimmte Bedingungen in bezug auf die angestellten Beamten, Arbeiter usw. erfüllen. Das Endziel dieses Machnik-Erlasses ist, den deutschen Arbeiter nach und nach zu verdrängen, um an seine Stelle Tschechoslowaken zu setzen. Da dieser Erlaß nichts weiter als ein erneuter Tschechisierungsversuch ist, der den Minderheitenschutzverträgen vollkommen widerspricht, hat K. Henlein eine Petition an den Völkerbund eingereicht, die von 67 Senats- und Parlamentsabgeordneten der Sudetendeutschen Partei unterzeichnet worden ist. Wie einzelne Zeitungen melden, ist Henlein selbst nach Genf gefahren, um die Beschwerden dort vorzutragen



Auf derselben Ebene, wie der obige Erlaß, liegt das neue Staatsverteidigungsgesetz. Gegen ein solches Gesetz, das der Landesverteidigung dient, ist an sich nichts zu sagen, nur die damit verbundenen Maßnahmen sind untragbar. So werden alle Staatsbürger in staatszuverlässige und staatsunzuverlässige Bürger eingeteilt. Die als staatsunzuverlässig bezeichneten Personen dürfen nicht im Staatsbetriebe und Firmen, die Material zur Landesverteidigung liefern, angestellt werden. Firmen, die sich gegen diese Maßnahmen wehren, werden unter Zwangsverwaltung gestellt. Die Beurteilung über die Staatsverläßlichkeit liegt ausschließlich in den Händen der zuständigen unteren Behörden. Es ist leicht zu erraten, wer unter diesen Bedingungen das Heer der Arbeitslosen vermehren wird! — Außerdem soll eine Grenzgürtelzone von 25 Kilometer Breite geschaffen werden. In diesem Gürtel darf nichts ohne Zustimmung der Militärverwaltung getan werden. Ja, wenn es die Militärverwaltung für nötig hält, können rücksichtslos Enteignungen vorgenommen werden. — Aus diesen kurzen Ausführungen ist zu ersehen, daß man hier unter dem Deckmantel der Landesverteidigung dem Sudetendeutschtum den Todesstoß versetzen will. Von den 3½ Millionen Sudetendeutschen werden 2,8 Millionen unter Ausnahmerecht gestellt, da sie fast ausschließlich in den Grenzgebieten wohnen. Gleichzeitig mit der Schlußabstimmung des Verteidigungs- und Parteiauflösungsgesetzes wurde vom Innenministerium eine Verordnung zur Errichtung von Außenstellen der Staatspolizei im nordböhmischen Gebiet verlesen. Der Amtsbereich dieser neuen staatlichen Polizeistellen erstreckt sich so weit, daß praktisch die Selbstverwaltung des Sudetendeutschtums vollkommen aufgehoben worden ist.

Dann noch kleine Ereignisse, die das traurige Bild der Lage der Sudetendeutschen aufzeigen. 1. Der Parteitag der Sudetendeutschen Partei, der Ende Mai stattfinden sollte, ist mit allen seinen Sonderveranstaltungen verboten worden. 2. Der Sportklub in Brüx ist aufgelöst worden. 3. Das Turnverbandsabzeichen ist von der Landesbehörde in Böhmen verboten worden, weil es in der Form eine entfernte Aehnlichkeit mit dem Hakenkreuz hat. 4. Das Tragen des internationalen Olympiaabzeichens ist polizeilich verboten worden.

Die Rede des Herrn Hodza gipfelte darin, daß die Tschechen, Slowaken und sogar die 80 000 Karpathorussen als Staatsnationen bezeichnet werden, die Sudetendeutschen mit 3½ Millionen aber lediglich als nationale Minderheit empfunden werden, die in der Tschechoslowakei ihr „bleibendes und sicheres Obdach gefunden haben". (!!)

Im Mai begannen die Gemeindewahlen. Die bisherigen Ergebnisse haben die Tschechen bitter enttäuscht, denn die Sudetendeutschen haben ihre Stimmenzahl nicht nur behaupten können, sondern sie haben sie sogar vergrößert. — Diese Ergebnisse unter den geschilderten Umständen machen uns stolz.

Eupen-Malmedy

Die stattgefundenen Wahlen in Eupen-Malmedy geben ein wunderschönes Bild von der unbesiegbaren Treue und Liebe zum angestammten deutschen Volkstum. Da es den Deutschen in Eupen-Malmedy nicht möglich gewesen wäre, zu den Parlamentswahlen ein eigenes Mandat durchzubringen, haben sie mit der Abgabe von weißen Zetteln gegen das Ausbürgerungsgesetz, gegen die Minderberechtigung und den Geist der augenblicklichen belgischen Politik protestiert. 52 Prozent aller Stimmen hat die Heimattreue Front vereinigt. Wenn man die Stimmen der 2000 bis 2500 Altbelgier abzieht, wird der Erfolg noch größer.

Zu den Provinzialratswahlen hat die Heimattreue Front eigene Kandidaten aufgestellt. Im Vergleich zur Stimmenzahl von 1932 hat die Heimattreue Front 2000 Stimmen gewonnen, es werden also nicht mehr zwei, sondern drei oder vier Vertreter für die Interessen der Deutschen in Eupen-Malmedy eintreten.

Die belgische Regierung hat nichts unversucht gelassen, um diesen Erfolg im voraus zu verhindern. Sie hat *alle* Behörden in ihren Wahlterror eingesetzt.

1. Der *Transportminister* gab ein Verbot für die Beförderung des Landboten, das Organ der Heimattreuen Front, heraus. Auch die Einzelverschickungen nach Deutschland wurden untersagt. — Das geschieht in einem Land der Presse- und Wahlfreiheit!
2. Die *katholische Kirchenbehörde* hat in einem Hirtenbrief Stellung gegen die Heimattreue Front genommen, in dem sie die Abgabe der weißen Stimmzettel als „sündig rügte".
3. In den *Schulen* wurde den Kindern ständig gepredigt, daß sie dem belgischen Staat verpflichtet seien, denn er sorgt für sie in allen Dingen!
4. Einen Tag vor der Wahl wurden die Lautsprecherwagen von der belgischen *Zivilverwaltung* beschlagnahmt.
5. In der Nacht vor der Wahl kam noch ein Plakatverbot heraus.

Gleich nach der Wahl wurde eine Königliche Verordnung veröffentlicht, nach der Militärrentenbeziehern in den Kreisen Eupen-Malmedy-St. Vieth die Rente entzogen werden kann, wenn sie gegen die „Pflichten als belgische Staatsbürger verstoßen".

Dieses neue Ausnahmerecht, das eigenartigerweise nur in den deutschen Kreisen angewendet werden soll, wird von demselben Geist wie das Ausbürgerungsgesetz getragen.

Streiflichter

Herr Pijet und „Wir Mädel"

In Berlin lebt ein Schriftsteller namens Pijet, Georg Pijet. Er würde uns nicht weiter interessieren, auch seine dichterische Tätigkeit ließe uns kalt, wenn er es nicht unternommen hätte, ein „Gedicht" „Wir Mädel!" zu verfertigen und uns zur Veröffentlichung zu übergeben.

Ich weiß nicht, ob Herr Pijet in den letzten Jahren Gelegenheit hatte, Mädel von Angesicht zu Angesicht zu sehen, sich mit ihnen zu unterhalten und vielleicht auch von dem Bestehen des BDM Notiz zu nehmen. Es ist unwahrscheinlich. Siehe sein Gedicht. Herr Pijet muß Theoretiker sein. Seine Erkenntnisse stammen nicht aus einer Welt der Wirklichkeit, sondern er scheint inspiriert durch intensivste Lektüre von „Prinzessin Uebermut", „Prinzeß Kobold" und wie diese Kolportageschmöker sonst noch alle hießen. So ist sein Ideal ein denkbar frecher, durchtriebener Backfisch, dessen Lebensaufgabe darin besteht, dumme Streiche auszusinnen. Er schreibt:

„Wir pfeifen schrill aus vollen Lungen,
Schießen Kobolz und wagen manchen Streich.
Wir abenteuern wie die Jungen,
Uns ist's ganz gleich!

Wir zimperlich? Das habt Ihr Euch gedacht.
Der Mut klopft nicht nur in der Jungenbuxe.
Aus Gummi sind wir alle nicht gemacht.
Und unsre Schlauheit haben wir vom Fuchse.

Wir sind viel stärker als die Jungen glauben.
Wir sind nicht frech, bloß manchmal etwas keck.
Wir naschen gern von allen süßen Trauben,
Doch unser Herz sitzt auf dem rechten Fleck.

Von unsrer Schönheit ganz zu schweigen.
Wir sind am schönsten, wenn wir fröhlich sind
Und uns beim süßen Klang der Geigen
Drehen geschwind." —

Weitere Proben anzuführen, ist nicht notwendig, es ist auch schon so ersichtlich, daß Herr Pijet bisher leider nicht die geringste Möglichkeit gehabt hat, sich mit dem Wesen und den Aufgaben unserer Mädelgeneration vertraut zu machen. Es ist Herrn Pijet aber dringend anzuraten, das demnächst nachzuholen. Dann wird er erkennen, daß wir Mädel absolut nichts mit seinen neckischen Versen gemein haben, und daß er gut daran tut, die darin ausgedrückte Auffassung vom Mädeltum für sich zu behalten.

Bademode — und schlaflose Nächte

Bademode! Welch Kopfzerbrechen bereitest du so manchen Leuten! Deinetwegen werden Hunderte von Zeilen gedruckt, ganze Seiten reichen nicht aus, um endlich einmal Klarheit zu schaffen, *was* denn nun eigentlich der letzte Schick ist! Schlaflose Nächte hast du, o Bademode, der Beraterin einer Berliner

Mittagszeitung gemacht, die sich ruhelos umherwälzte, bis sie sich endlich die Gestalten ihrer Phantasie von der Seele schreiben konnte. Sorgen über Sorgen türmten sich mit Bergeslast vor ihr auf, und Asta Soffner weiß von „sehr ernsthaften Frauen mit bedeutenden Arbeitsgebieten" zu erzählen, denen ein „griffig gewebter weißer Badeanzug mit drei dunkelblauen aufgenähten Sternen und Kordelträgern" die Nachtruhe rauben kann! (Wahrscheinlich sind diese Frauen Inhaberinnen von Badeartikel-Geschäften!)

Ja, was ist denn nun das Richtige für die Nordsee, für die Ostsee, für den Wannsee? Ist es das Badetrikot in stumpf Rosa, in Lichtblau, oder soll man — um „amüsanter und neuartiger" zu wirken, etwa ein lustiges Karo-Trikot in schwarzen Linien auf weißem Grund wählen? Noch aparter wirkt ja zweifellos „eine fröhliche Erfindung für fröhliche Nixen", die direkt zum Betrachten einladen mit den eingewirkten Segelbooten, Möwen, Blumen und Wolken auf ihren Badeanzügen! Wem das aber nicht zusagt, der kann ein geriffeltes, genopptes oder in sich gewaffeltes Gewebe wählen! Und den Frauen, die bereits die erste Maienblüte hinter sich gelassen haben, rät Asta, Badetrikots mit eingewebten Gummifäden anzuziehen. Es wird jetzt eine Freude sein, am Strand von Swinemünde spazieren zu gehen!

Aber, meine Damen, mit dem Badeanzug allein ist es ja nicht getan! sagt Asta. Zum Modestil des Lebens in Sand, Sonne und Wasser (aha! das dachten wir uns ja. Das Wasser kommt erst an letzter Stelle! Sollten etwa alle diese mondänen Schwimmtrikots gar nicht zum Schwimmen dienen?) gehören auch die Kräuselstoffmäntel, Capes und Kapuzenpelerinen. Das Badetrikot muß „als Silhouette" vor dem Capechen stehen, das ist der einzige Daseinszweck dieses Kleidungsstückes, das nur knapp bis zum Knie reichen darf. Dafür haben aber die Bademäntel um so länger zu sein und müssen à la directoire aussehen.

Es führt zu weit, noch über die sonstigen „unentbehrlichen Badeutensilien zu reden, seien es die „shorts" für heiße oder lange Strandhosen für kalte Tage, sei es das „frauliche Badelebenattribut" des Wickelrockes, seien es die „japanischen Holzsandalen" oder die „mit ganzen Flotten" bedruckten Kopftücher!

Nein, wir finden da nicht durch. Beschämt ob unserer Rückständigkeit ziehen wir zum Schwimmen unser einfaches Badetrikot an und trocknen uns in Sonne und Wind. Wir finden dabei wohl nicht die Zustimmung der strengen Modeschöpfer, sicher auch sind wir nicht „strandpromenadenfähig", eines aber haben wir diesem Badepublikum bestimmt voraus: wir haben weniger Sorgen!!

UNSERE BÜCHER

Die Lieder vom Reich
Von Gerhard Schumann. Albert Langen-Georg Müller Verlag, München. 49 Seiten; 0,80 RM.

Leben und Leidenschaft für das Volk formten diese Gedichte. Sie sind Aufruhr, sind Bekenntnis, sie sind Ziel. Ganz knapp, ganz eindringlich ist der Kampf um das Reich, ist der Sieg und ist die neue Aufgabe gestaltet. Ueber allem aber steht das Wissen: „Wir haben lang den Rausch vergessen. Wir lernten nicht in blauer Nacht zu ruhn. Wir sind wie je von diesem Ruf besessen. Was einer tat, das muß er ewig tun."

„Der Kampfspiegel"
Gedichte um die deutsche Revolution von Pidder Lüng, Deutscher Volksverlag G. m. b. H., München. 152 Seiten; Leinen 2,50 RM.

In dieser Gedichtsammlung treten uns Kampfzeit und Gegenwart im kraftvollen Erleben eines alten SA-Mannes entgegen. Schlicht, oft rauh, doch stärker als manches lyrische Gedicht neuesten Datums packen uns diese Gedichte. Ob Pidder Lüng — aus Gedichten und Geschichten in der „Brennessel" seit langem bekannt — von Kampf und Sieg spricht, ob er Spießer und Meckerer mit beißendem Spott abfertigt oder gegen üble Zeiterscheinungen Sturm läuft — herzhaft und ungekünstelt ehrlich ist er immer! So helfen diese Gedichte mit, uns wachzuhalten für die Reinerhaltung der nationalsozialistischen Idee.

Stahlkreuz an der Ruhr
Leben und Sterben Albert Leo Schlageters von Waldemar Glaser. Union Deutsche Verlagsgesellschaft Stuttgart. 96 Seiten; in Leinen 2,50 RM.

In zusammengedrängten, packenden Bildern wird das Leben Schlageters von seinem Eintritt in den Weltkrieg bis zu seinem Tode durch Franzosenhand dargestellt. Rücksichtslos gegen sich selbst, stets selbst den Einsatz suchend, den die Lage forderte, der treueste Führer und Kamerad seiner Leute — so steht Schlageter vor uns. Die Sprache des Buches ist phrasenlos, Tatsachen und Taten sprechen so um so deutlicher. Einige sehr gute Federzeichnungen sind dem Stil des Buches angepaßt.

Die Stadt auf der Brücke
Von Ingeborg Andresen. Verlag Georg Westermann, Braunschweig. 238 Seiten; Leinen 4,80 RM.

In der schwersten Zeit deutscher Not spielt dieser Roman. Jene Jahre, in denen durch das Diktat von Versailles dem Deutschen Reich überall Land und Menschen entrissen wurden, erstehen vor uns. Wir hören von dem Kampf zwischen dänischem und deutschem Volkstum, von jenem stillen erbitterten Ringen, das so ganz anders ist als an den übrigen Grenzen. Durch alles Geschehen aber klingt ein starker unbeugsamer Glaube an die deutsche Zukunft.

Der Weg in die Heimat
Von Poly Höfler. Zentralverlag der NSDAP Franz Eher Nachf. G. m. b. H., München. 552 Seiten; geb. 4,80 RM.

Grenzlandschicksal ist in diesem Buch gestaltet worden. Kampf und Geschichte der letzten Jahrzehnte Lothringens sind aus eigenem Erleben gezeichnet und darum so einprägsam. Es ist ein langer Weg, den ausgewiesene Deutsche gehen müssen hin zur Heimat, hin zu neuer Arbeit und zu neuen Pflichten. Sie zerbrechen nicht unter der Not und Härte jener Jahre, sondern wachsen daran, werden stark und einsatzbereit bis zum letzten.

Männer — Ein Buch des Stolzes
Von Erhard Wittek. Frankh'sche Verlagsbuchhandlung. 94 Seiten; Leinen 2,80 RM.

Unbekanntes deutsches Soldatentum des Großen Krieges hat in diesem Buch Gestalt gewonnen. Männliche Haltung und eine unbändige Liebe zur deutschen Heimat spricht aus ihm. Wir Mädel werden stark und eindringlich aus diesem Buch des Stolzes, die Haltung und die Einsatzfähigkeit des deutschen Soldaten spüren, die ihn vier lange Jahre an allen Fronten der Erde ausharren, kämpfen und siegen ließ.

Die letzten Reiter

Von Edwin Erich Dwinger. Verlag Eugen Diederichs, Jena. 450 Seiten; Leinen 5,80 RM.

Wir kennen Dwingers sibirische Trilogie, wir kennen die Kraft und Eindringlichkeit seiner Sprache, die leidenschaftliche Art seiner Gestaltung. Von gleicher Wucht und Geschlossenheit ist sein letzter Roman. Ein Stück deutschen Schicksalsweges wird in ihm lebendig: Kampf, Einsatz und Opfermut der deutschen Grenzschutztruppe in Kurland, das als letzter deutscher Vorposten von der Ueberflutung durch den Bolschewismus bedroht wird. Wird diesen Reitern für Deutschland auch der Sieg zunichte gemacht durch Verrat in der Heimat, so steht dennoch am Ausgang des Geschehens der Glaube an Deutschland und der Wille zu neuen Aufgaben.

Unter dem Banner der Barbaren

Von Lyder Ramster. Verlag Ferdinand Hirt, Breslau. 167 Seiten; geb. 3,50 RM.

Ein norwegischer Freiwilliger des Großen Krieges schrieb dieses Buch. Bis 1918 kämpfte er auf deutscher Seite, stand trotz Verwundung an der Front, bis die Novemberrevolte kam. So kann Lyder Ramster aus eigenem Erleben die Jahre des Krieges und damit deutsches Soldatentum und deutsche Tapferkeit zeichnen. Mit der gleichen Eindringlichkeit aber schildert er die jüdisch-internationale Hetz- und Wühlarbeit, die dann November 1918 das ungeschlagene deutsche Heer zum Rückmarsch zwangen. Noch immer steht der norwegische Kriegsfreiwillige im Kampf für Deutschland; sein Buch ist ein gutes und wirksames Zeugnis gegen die Greuelpropaganda des Auslandes.

In Maske durch den Fernen Osten

Von Johann W. Weltegast. Verlag Hans Müller, Leipzig. 304 Seiten; 4,80 RM.

In feiner, unaufdringlicher Sprache erzählt ein Oesterreicher seine Erlebnisse vom Kriegsausbruch an bis zu einer mehr als abenteuerlichen Flucht durch den Fernen Osten. 32 000 Kilometer wurden mit unbeugsamem Willen bis zur Rückkehr in die Heimat überwunden. Hintergrund dieses Tatsachenberichtes, dem 44 Aufnahmen des Verfassers beigefügt sind, bilden anschauliche Schilderungen aus Land und Volksleben Chinas, Japans und Indiens.

Die Junge Reihe

Herausgegeben von Horst Wiemer. Verlag Langen / Müller, München. Preis der einzelnen Hefte: 50 Pf.

Der Verlag bringt in dieser Sammlung eine Anzahl von Heften heraus, die in ihrer Schlichtheit und künstlerischen Qualität ganz besonders zur Verwendung in unseren Einheiten geeignet sind. Bis jetzt sind folgende Hefte erschienen: „Ich dien", eine gute Spruchsammlung; „Kampfgedichte der Zeitenwende", Gedichte für Feierstunden; „Von tapferen Frauen", Kurzgeschichten von deutschem Frauentum; „Die Bäuerin", Geschichten aus dem Bauernleben; „Sie werden auferstehn", Gedichte und Erzählungen zum Gefallenen-Gedenken; „Der Schlangenring", Kriegsgeschichten.

Die Leistungsabzeichen der Hitler-Jugend

Voggenreiter-Verlag, Potsdam. Doppeltafel einzeln 20 Pf., 10 Stück RM. 1,40; 100 Stück 12,— RM.; 1000 Stück 100,— RM.

Auf einer übersichtlichen Doppeltafel bringt der Voggenreiter-Verlag, Potsdam, erstmalig eine Zusammenstellung von den Bedingungen der drei Leistungsabzeichen der Hitler-Jugend für BDM, HJ und Jungvolk. Der Wert dieser Tabelle liegt vor allem in der Art der Zusammenstellung, die bei niedrigem Verkaufspreis eine weitgehende Verbreitung in der Eltern- und Erzieherschaft sowie in den Einheiten ermöglicht, und die auf diese Weise zur Unterrichtung der Oeffentlichkeit über die Leistungsforderungen der deutschen Jugend beiträgt.

Der Reichsarbeitsdienst in Wort und Bild

Von Hermann Kretzschmann und Fritz Edel, Deutscher Verlag für Politik und Wirtschaft G. m. b. H., Berlin W 50. 83 Seiten; kartoniert 1,50 RM.

Diese offizielle Schrift macht uns bei aller Kürze eingehend mit Wesen, Aufbau und Leistung des Reichsarbeitsdienstes bekannt. Neben der erzieherischen Bedeutung wird gezeigt, welche praktischen Werte der Arbeitsdienst z. B. in Bodenverbesserungsarbeiten großen Stiles bereits geschaffen hat und weiter für die Zukunft plant. Unser besonderes Interesse finden die Ausführungen über den weiblichen Arbeitsdienst. Die Schrift wird ergänzt durch den Abdruck des Reichsarbeitsdienstgesetzes sowie durch zahlreiche Fotos, Statistiken und Zeichnungen.

Sport-Helden

Von Heinrich Siska. Verlag Junge Generation, Berlin. 93 Seiten; kartoniert 1,50 RM.

Der Titel führt zunächst dazu, etwas kritisch an das Buch heranzugehen, denn man vermutet eine Einstellung dahinter, von der wir uns deutlich genug entfernt haben. Beim Lesen stellt es sich jedoch heraus, daß das Buch durchweg unsere Auffassung vertritt: Sport und Höchstleistungen müssen getragen sein vom Streben nach Vervollkommnung der eigenen Anlagen und von einem lauteren Charakter. In mehreren fesselnden Skizzen zeigt der Verfasser den Werdegang bekannter Olympiasieger der ganzen Welt sowie den Verlauf einzelner Wettkämpfe. Die Reihe schließt ab mit einer mitreißenden Schilderung des Sieges von Christl Cranz.

Revolution des Schülerlebens

Von Herbert Dähn. Herm. Beyer Verlag, Leipzig. 96 Seiten; kartoniert 0,75 RM.

In dieser kleinen Schrift macht ein Werkstudent den Versuch, neue Mittel zur „erfolgreichen Leistungssteigerung und charakterlichen Selbsterziehung" zu zeigen. Frisch und flott, durchaus nicht in lehrhaftem Tone, werden eine Anzahl einleuchtender Erfahrungen und Anregungen gegeben, die zum leichteren Auffassen und Verarbeiten des von der Schule gebotenen Lehrstoffes führen können. Es handelt sich jedoch um eine Methode, die unserer Meinung nach die Gefahr in sich birgt, das eigene Denken auf Kosten der Tiefe und selbständigen Urteilsbildung zu mechanisieren.

Die Welt im Fortschritt

Gemeinverständliche Bücher des Wissens und Forschens der Gegenwart, Bd. 1 und 2. F. A. Herbig, Verlagsbuchhandlung Berlin. 272 Seiten; Leinen 2,95 RM.

In leicht verständlicher und doch nicht oberflächlicher Art wird in diesen Büchern zu den verschiedensten Fragen Stellung genommen. „Vorstoß zu den Grenzen des Alls", „Autobahnen", „Wege zu neuem Kunstschaffen", eine Abhandlung über Rechtsfragen, das sind u. a. Artikel dieser Bände. Die Bücher sind als Nachschlagewerk durch die einfache und klare Art, in der die einzelnen Probleme behandelt werden, gut zu brauchen.

Horch auf, Kamerad!

Lieder von Hans Baumann. Ludwig Voggenreiter Verlag, Potsdam. 96 Seiten; Ganzleinen 1,95 RM.

Diese Sammlung von rund fünfzig Liedern sind ein eindrucksvolles Zeugnis für die Gestaltungskraft des jungen Deutschlands. Hans Baumann kommt aus der Gemeinschaft der Hitler-Jugend und des jungen Heeres und gibt ihr als Lied zurück, was er von ihr empfing. Die Kraft und der Lebens- und Kämpferwille der jungen Generation klingen aus diesen Liedern. Die Gestaltung des Buches ist gut und neuartig. Heinz Peikert zeichnete die einheitliche Art der Ausstattung.

Fahne, steh auf!

Von Erich Lauer. Ludwig Voggenreiter Verlag, Potsdam. 32 Seiten; 0,75 RM.

Besonders die Lieder um Fahne und Verpflichtung geben einen wertvollen Beitrag zu dem bereits vorhandenen Liedgut. In ihrer Rhythmik sind sie straff, wenn auch melodisch das Herbe nicht immer ganz durchgeführt wird und manchmal Anlehnung an W. Altendorf hindurchzufühlen ist, wie z. B. in „Gesang der Toten". Wir werden einen Teil dieser Lieder gut in unsere Feierstunden einbeziehen können.

Die Aufnahme der Feierstunde auf Seite 16 wurde uns von Max Ehlert, Berlin, zur Verfügung gestellt.

„Das Deutsche Mädel" erscheint einmal monatlich. Bezugspreis 20 Pf. je Ausgabe. Herausgeber: Bund Deutscher Mädel in der HJ, Berlin; Hauptschriftleiterin: Hilde Munske, Berlin. Verantwortlich für den Anzeigenteil: Karl-Heinz Möhle, Hannover. — Verlag und Druck: Niedersächsische Tageszeitung G. m. b. H., Hannover M, Georgstraße 33, Fernruf 5 04 41. DA. 2. Vj. 36: 211 830; davon Obergau 3 (Berlin) 19 895, Obergau 5 (Pommern) 8195, Obergau 7 (Nordsee) 13 171, Obergau 8 (Niedersachsen) 8452, Obergau 10 (Ruhr-Niederrhein) 7982, Obergau 11 (Mittelrhein) 3359, Obergau 13 (Hessen-Nassau) 11 354, Obergau 14 (Kurhessen) 6450, Obergau 15 (Mittelland) 5628, Obergau 16 (Sachsen) 26 723, Obergau 18 (Franken) 2270, Obergau 20 (Mittelelbe) 7052, Obergau 24 (Mecklenburg) 8601, Obergau 25 (Saarpfalz) 5508; außerdem MA. Obergau 19 (Hochland) 5000.

Das Sachsenmädel

Aus Leben und Arbeit des Obergaues 16 Sachsen

Als der Führer in Dresden war

½1 Uhr saß ich allein in der Dienststelle, als das Telephon klingelte: „¼4 Uhr sollen vier Jungmädel mit Blumen an der Ausstellung sein. Der Führer ist in Dresden!" — — — Mir blieb fast der Atem weg. — Der Führer in Dresden?! Und nur vier Jungmädel sollen ihn sehen? Ausgeschlossen!

Ich rief noch einmal an, ob ich nicht die ganze Gruppe alarmieren könnte? — Ja, ich könnte das! — Und dann habe ich 20 Dienstbefehle getippt und bin mit dem Rad zu den Jungmädelschaftsführerinnen gefahren. Ob die Befehle wohl jetzt durch sind? — Sicher! Ich stelle mir vor, wie die Jungmädel alle zum Stellplatz flitzen und wie sie sich freuen!

Mittags ½2 Uhr klingelt es bei Suse Sturm, und durch den Briefkasten fliegt ein Dienstbefehl: „Liebe Mädel! Der Führer ist in Dresden! Die Gruppe steht 3 Uhr Carolabrücke. Wir marschieren zur Ausstellung! Heil Hitler! Inge."

In diesem Augenblick setzte Suse der Herzschlag aus. So ganz richtig hat sie den Führer noch nicht gesehen: „Und nun ist er in unserer Stadt!" Sie ruft es durch die ganze Wohnung. Auf dem Dienstbefehl steht 3 Uhr, jetzt ist es ½2 durch. Der Befehl muß noch zu sechs Jungmädeln gehen! Suse rennt los zu Grete, klemmt den Zettel unter die Briefkastenklappe, klingelt Sturm, saust die Treppe herunter und wartet auf halber Höhe, ob auch aufgemacht wird, sonst muß sie den Zettel noch ein paar Häuser weiter tragen. Da hört Suse Gretels Freudenschrei und rennt weiter.

3 Uhr am Stellplatz. Alle Jungmädel sind da, die ganze Gruppe steht. ¼4 Uhr sind wir an der Ausstellung. Wie viele Menschen schon an der Straße stehen! In keiner Zeitung stand, daß der Führer da ist, und so viele wissen es schon. Wir ziehen einfach durch die Ausstellung ein, kein Pförtner hat etwas dagegen, alle freuen sich bestimmt so wie wir.

Wir bilden bis fast zum Ausstellungspalast hin Spalier, geben uns Mühe, ganz besonders fein ausgerichtet zu stehen und sind zum Zerspringen gespannt. Es wird 4 Uhr. „Wann kommt der Führer eigentlich?" „Um 5", sagen die Pförtner.

Mit einer von uns hat der Führer schon einmal gesprochen, er hat ihr die Hand gegeben und sie hat ihn ganz genau ansehen können. Davon erzählt sie uns, während wir warten. Zwar kennen wir die Geschichte schon ganz genau, aber wir können sie immer wieder hören.

Es wird 5 Uhr, — da fährt ein Wagen durchs Tor. Der Wagen kommt langsam näher. Komisch — die Menschen jubeln gar nicht? Und dann kommt die große Enttäuschung: Aus dem Wagen steigt der Bürgermeister von Athen! „Der ist zwar auch nicht alle Tage da, aber, na ja — der Führer! —" dachten wir doch alle.

Auf alle Fälle bleiben wir noch hier. Vielleicht kommt der Führer doch noch. Die Pförtner zucken auf unsere Fragen nur noch die Achseln. Jemand sagt, der Führer sei in der Sächsischen Schweiz und käme erst morgen in die Ausstellung, aber heute abend sei er in der Oper. Was soll man nun glauben? Wir beraten und bleiben noch bis ½7 Uhr in der Ausstellung. Dann auf zur Oper! Wir können es einfach nicht aufgeben! Noch lange haben wir mit vielen anderen Menschen am Adolf-Hitler-Platz gestanden, aber der Führer ist nicht mehr gekommen.

Und dann hat ihn doch noch eine gesehen. Sie war später gekommen und hatte den Anschluß an die Mädel verpaßt, als sie nach dem Opernhaus marschierten. Also ging sie allein. Einen Tag darauf hat sie uns davon erzählt:

„Ihr müßt euch vorstellen, mitten drin stand ich, rings um mich herum nur Menschen, die alle nochmal so groß waren und dazu noch auf den Fußspitzen standen. Ich konnte nichts sehen, wie sehr ich mich auch reckte und streckte.

Wie es kam, weiß ich selbst nicht recht, jedenfalls stand ich plötzlich zwei Reihen hinter der Absperrung. Hier schien Schluß zu sein — bis eine große, dicke Frau zu mir heruntersagte: „Na, du willst wohl auch was sehen? Dann stell dich mal vor mich hin."

Da bin ich fix in die Lücke geschlüpft, denn schon drängten wieder die Leute von hinten nach. Es war eng, das glaubt ihr gar nicht. Aber von dort konnte ich die ganze Straße übersehen. Ich stand direkt auf der Bordschwelle.

Plötzlich fingen die Leute an zu schreien, zu jubeln, sich zu bewegen, ich kann das überhaupt nicht so erzählen. Dann stand der Führer da, mit einemmal. Woher, das konnte ich nicht sehen, ich weiß nur ganz genau, daß er mich angesehen hat.

Aber das haben hinterher alle Leute gesagt. Komisch überhaupt, sie waren auf einmal alle wie Bekannte, erzählten sich fünfmal, zehnmal von Anfang an, wie sie den Führer gesehen haben, und trotzdem kann keiner mit Worten ausdrücken, was er in diesen wenigen Augenblicken im Innersten erlebt hat.

Eine Dresdner Jungmädelführerin.

Diesen Dresdner Jungmädeln ist es endlich geglückt — sie durften dem Führer die Hand geben





Oben: Das neue Umschulungslager „Landhof Grund"
Unten: Der Schlüssel wird der Obergauführerin übergeben



Grund — unser neues Umschulungslager

Am Freitag, dem 12. Juni, eröffneten wir unser neues sächsisches Umschulungslager in Grund, Dresden-Land. Ein schmucker kleiner Hof ist es, der aus zwei gegenüberliegenden Häusern, von denen das eine einen schönen großen Balkon mit blendendweißem Holzgitter hat, und einer Scheune besteht. Der Hof wurde auf dem Wege der Versteigerung von der dortigen Gemeinde aufgekauft und nach einer gründlichen Erneuerung dem Obergau Sachsen geschenkt, der es nun als Umschulungslager mit 40 Mädeln belegte.

Acht Wochen lang werden die Mädel, die vom Arbeitsamt geschickt oder freiwillig gekommen sind, umgeschult, gehen vormittags zum Bauer, werden am Nachmittag in allen vorkommenden praktischen Fächern unterrichtet und erfahren eine weltanschauliche Schulung. Nach dieser Zeit werden sie bei den Bauern der Umgebung untergebracht. Die einzelnen Stellen werden vom Ortsbauernführer, dem Arbeitsamt und der Lagerführerin gemeinsam ausgesucht.

Unser neuntes Umschulungslager, es ist gleichzeitig unser schönstes. Als der Schlüssel vom Bauführer an den Bürgermeister als den Bauherrn und dann an die Obergauführerin gegeben wurde, haben wir alle gleichzeitig die Verpflichtung übernommen, aus diesem Hof eine Stätte zu machen, in dem gesunde, anständige Mädel lernen sollen, um dann hinausgehen zu können und mit Liebe und innerem Verständnis am deutschen Boden zu arbeiten.

Zur Eröffnung selbst waren der Kreisleiter von Dresden, der Präsident des Landesarbeitsamtes, Vertreter des Arbeitsdienstes und die Amtswalter der Ortschaft, sowie die Maurer und Zimmerleute, die am Bau beschäftigt waren, erschienen. An sie schlossen sich in dichten Reihen die Bauern und Bauersfrauen des Dorfes an, zu denen bald ein Teil der Mädel als Helferinnen kommen wird.

Mit Stolz und Freude sprach der Bürgermeister vom Entstehen des Baues. Anschließend sprach Rosemarie Brüß, die Obergauführerin, und legte noch einmal den Weg klar, auf dem unsere Mädel zu Nationalsozialistinnen erzogen werden. „Ich versichere", so schloß sie an die Mädel gewandt, „daß jedes dieser Mädel hier in diesem Lager und dann draußen bei der Arbeit seine ganze Kraft daran setzen wird, und ich glaube, daß mich keins von ihnen wortbrüchig werden läßt."

Kreisleiter Walter, der mit seiner Rede die Feier abschloß, warf einen Blick auf die Länder, die uns umgeben, in denen Aufruhr und Zersplitterung herrschen und auf unsere eigene Vergangenheit. Daraus zog er die Verpflichtung für uns, die wir Zeitgenossen des Führers sind, immer alles daranzusetzen und alles zu geben, um einmal vor unseren Nachkommen geradestehen zu können.

Im Hofe des neuen Lagers begann dann der lustige Teil des ersten Tages mit Kaffee und Kuchen und Liedern und Volkstänzen der Mädel und der Arbeitsmänner des nicht weit gelegenen Arbeitsdienstlagers.

„Landhof Grund" steht, und immer wieder werden Mädel ein- und ausgehen, für die Landarbeit kein unabänderliches Uebel ist, sondern eine große Aufgabe, die nicht nur mit den Händen, sondern auch mit einer festen inneren Haltung gelöst werden muß.

Die Grenzlager wurden vorbereitet

Im Kreisheim der NSDAP Ebersdorf bei Löbau fand vom 10. bis 12. Juni eine Arbeitstagung aller Untergau- und Zeltlagerführerinnen statt. Es waren im ganzen 70 Mädel, die zum Teil im Kreisheim selbst, zum Teil aber auch bei den Bauern der Umgebung untergebracht waren.

Zu Beginn der Tagung führte die Obergauführerin Rosemarie Brüß in die gesamte Arbeit ein, dann begannen die einzelnen Referate.

Der Schulungsreferent der Landesleitung des VDA, Pg. Brückner, sprach über den Sinn einer solchen Tagung, über die Ausrichtung in der gesamten Grenzarbeit und die Aufgaben des VDA, die hauptsächlich in der grenzpolitischen Ausrichtung des ganzen Volkes liegt.

Ueber die deutsche Ostgrenze von Memel bis Passau, über die Lage in Ostpreußen, Posen, Westpreußen, Schlesien und der bayerischen Ostmark gab Pg. Dix aus Löbau ein klares Bild.

Am Nachmittag fand eine gemeinsame Grenzlandfahrt statt, zu der Pg. Brückner die notwendigen Erklärungen über die geschichtlichen Zusammenhänge und Gründungen der Orte, die besucht wurden, gab. Die Fahrt ging zuerst nach Neugersdorf, das unmittelbar an der Grenze liegt, von da aus über Großhennersdorf nach der Schöpfer Schanze, Weißenberg und Nechern. Die Dörfer zeigen durch ihre Reihensiedlung und die großen Marktplätze deutlich ihren deutschen Ursprung, und die sogenannte „Hohe Straße" ist die alte deutsche Verbindungsstraße nach Böhmen.

Der nächste Tag brachte ein Referat über die Lausitz als ostdeutsches Grenzland in der Geschichte. Anschließend sprach Pg. Neumann über die sudetendeutsche Frage, die Entwicklung Böhmens, über die politischen Strömungen seit 1866 und die heute offensichtliche Tschechisierung der Sudetendeutschen.

Im Zusammenhang mit dieser Schulung wurden die Durchführung der Zeltlager, die Aufgaben an der Grenze und in den HJ-Grenzlagern, Grenzlandfahrten, Grenzlandschulungen, besondere Bestimmungen, Finanzierung usw. genau durchgesprochen.

Den Abschluß bildete ein offenes Singen der Führerinnen in Ebersdorf. Es war gleichzeitig der Abschied von allen Gastgebern, bei denen sie in der Zeit so gut aufgehoben waren.

Pünktel hat mitgesammelt

Heute habe ich 30 Sammelbüchsen und 1200 Blumen vom Jugendherbergswerk für unsere Gruppe geholt. O je — 1200 Blumen —, aber wir werden sie bestimmt alle los. Außerdem bekommen wir 10 v. H. von dem Inhalt der Büchsen in die Gruppenkasse. Morgen muß ich ganz zeitig aufstehen. Je zeitiger ich mit Sammeln anfange, um so besser. Wenn ich als erste in der Prager Straße bin, bekomme ich bestimmt am schnellsten die Büchse voll, und unsere Gruppenkasse bekommt einen Heidenzuschuß.

Mutti schimpft zwar etwas. Sie meint, wir Jungmädel brauchten noch nicht zu sammeln — wir wären noch zu klein. „Noch zu klein“ — wir sind niemals „zu klein“. Außerdem sammeln wir ja gar nicht allein, sondern es ist immer ein BDM-Mädel dabei, und dann ist es für unsere eigenen Jugendherbergen! Ich freue mich sehr auf morgen.

Fertig mit Sammeln! Jetzt bin ich aber doch ein klein bißchen müde. Aber wir sind die Blumen los, alle 1200 Stück! Unsere Büchsen sind furchtbar schwer. Wir haben sie schon bei unserer Gruppengeldverwalterin abgeliefert. Ganz gerade ausgerichtet, in Reih und Glied stehen sie dort. Wir haben uns daneben gesetzt und uns ein bißchen ausgeruht.

Fein war es bestimmt! Das heißt, manchmal sind wir doch beinahe zornig gewesen. Es gibt nämlich immer noch Leute, die denken, man sammelt zu seinem eigenen Vergnügen. Sie gucken einen überhaupt nicht an und rennen stolz vorbei. Die denken vielleicht, Jugendherbergswerk ist dasselbe wie Heftpflaster. Solche Leute haben bestimmt keine Jungen und Mädel zu Hause, die im Sommer und im Winter auf Fahrt gehen. Aber die meisten Leute waren doch ordentlich. Der zweite Herr, den ich anhielt, hat mir sogar eine Mark in die Büchse gesteckt. Das war ein Pfundsanfang! Ein Herr hat sich lange mit mir unterhalten. Er hat mir erzählt, daß er früher auch Fahrten gemacht und oft in einer Jugendherberge geschlafen hätte. Dann hat er mich gefragt, ob jetzt in den Jugendherbergen nur noch Hitler-Jugend wäre oder auch andere Jungen und Mädel.

„Andere Jungen und Mädel? — Ich weiß eigentlich nicht genau, aber jedenfalls gehören die Jugendherbergen uns“, habe ich ihm gesagt, „denn wir sorgen ja für sie.“

Ehe wir die Büchsen ablieferten, hatten wir noch einen Appell. Unsere Gruppenführerin sagte, wir hätten nichts Besonderes getan, wenn wir den ganzen Tag in der Hitze herumgelaufen wären, sondern nur unsere Pflicht, und das wäre etwas ganz Selbstverständliches. Aber wir könnten genau so froh darüber sein, sogar noch viel froher, als wenn wir etwas Besonderes getan hätten.

Ein Dresdner Jungmädel.

Tausend Taler rollen ...

Am Sonntagabend, als die große Straßensammlung für das Jugendherbergswerk beendet ist, füllen sich die Räume der NSV-Geschäftsstelle mit den Sammlern, die Sammelbüchsen und Ausweise abgeben wollen.

Etwa 30 Jungen und Mädel sind an der Arbeit. Sie nehmen die Büchsen und Ausweise entgegen, schreiben die Sammler auf lange Listen, öffnen im Nebenraum die Plomben, und dann zählen sie zu dritt das Geld und sortieren es gleichzeitig nach Pfennigen, Zweiern, Fünfern, Groschen und Fünfzigern. Das Silbergeld kommt in eine Schachtel für sich. Hier lohnt sich aber das Sortieren nicht, schade!

In einigen Büchsen allerdings sind Zwei- oder Fünfmarkstücke. Aber auch anderes ist darin, ausländische Kupfermünzen, ja sogar alte, längst außer Kurs gesetzte Markstücke. Die müssen die Leute doch eigens hierfür mitgenommen haben. Wir sind empört! Eine Münzsammlung wollen wir uns jedenfalls nicht anlegen.

Groß ist das Hallo, wenn wir eine besonders schwere Büchse aufmachen. In einer sind 65 Mark in Groschen. Die hat ein Pimpf gesammelt. Bis zum Rand ist die Büchse voll! Er ist auch mächtig stolz darauf.

Von Zeit zu Zeit hört man aus einer Ecke den Ruf: „Geld abholen!“ Dann werden die vollen Groschen- und Pfennigkästen an einen Extratisch gebracht, wo die Münzen in abgezählten Reihen in Papier gerollt werden, zu einer, fünf, zehn und fünfundzwanzig Mark.

Immer mehr Rollen häufen sich an, wir müssen aus Pfennigen und Groschen mehr als „tausend Taler rollen . . .“

Ein Leipziger Mädel.

Wiedr a Rundfunksending aus Tellerheiser

Schu am letzten Mol ha ich derzehlt, wie mer in Tellerheiser dan Rundfunkfsendewogen hatten und a Sending von uns gemocht wurn is.

Nu hat unner HJ-Führer schu zum zwete Mol gesaht, mirselltn durchn Rundfunk ne Sending gabn un zwar a Friehlingssending. Do hamr uns schu alle druf gefrat, denn jedn machts doch Spaß, emol firn Mikrophon nazetrain.

Bei de Probn do hattn mr schu immer viel Spaß. Denn su wie mr redn sulltn, su hamrsch doch net zamgebracht. Ans hot geredt als wie ne Grußemutter, is annere hot geschnattert; ich sullt lustig sei un hobs ganz adächtig un ernst gesaht. Un su wur noch allerhand falsch gemocht.

A beim Singe hattn mr viel Hetz. Bei manch Liedern sulltn mr schnell singe, un bei de annern langsam. Mr hams abr mestns imgedreht gemacht. In en Lied kam de Ewigkeit mit drinne vir. Die sullt schnell gesunge warn, abr mr ham de Ewigkeit richtig ausgedähnt. Natirlich, do ham unnere Gunge drieber gelacht un mir mit. Wenn dos Gelachtr net ausgehärt hit, gobs ah in Tuscher! Itze war dr Dog do, un dr Rundfunksendewogn ah. Im sechse sullt mr alle in dr Schul sei mit de Flötn un allis, wos mr gebraucht ham. Mr warn ah alle zur bestimmten Zeit zr Stell. Mir sei nei un ham uns uf unnere Plätz gesetz. Do saht de Hilbert Karen, die schu en Tog zevor bei uns war: „Jetzt machen wir eine Probe!“

Die ging ganz schie. Itze sullts richtig lus gieh. Mr hattn schu vorhar a jeder Wand Rupfn nagehängt, doß unner Singe bissel obgedämpft wur. Dodrmit warn de Techniker ah zefriedn un ham ihre Leiting gelegt un de Mikrophone ufgebaut.

Su war nun allis richtig virbereit. Abr is sullt net su glatt vier sich gieh. Do standn de Mikrophone net orndlich. Dr ane Mah saht: „Dem Mikrophon müssen wir die Haube aufsetzen!“ Dos ging obr ah noch net, denn draußn ausn Auto hamse reitelephoniert: „Das klingt noch viel zu schrill!“ Noch emol ruckten se an dan Mikrophon rim, dann durftn mr noch emol probiern. Allis wur meislestill un de Karen saht: „Achtung, Aufnahme! 5 — 4 — 3 — 2 — 1 — 0.“

Dann zählet se noch an ihre Finger bis zahne, nicket mit'n Kopp, un dann ging's Singe lus. Wie's im siebn war, hattn mr grade a Lied uf de Wachsplattn aufgenumme. — Su e Geduldsprob! De Techniker im Auto warn obr immer noch net zefriedn, un de Türk Käthe maent: „Wir versuchen es einmal draußen hinterm Haus“.

Mit Sack und Pack sei mr hintn naus, sugar is Mikrophon mußt mit. Obr es wullt ah net gelinge! Wie mr wiedr nei kame, ging's schu besser, von unnere ganze Musikschar mußt de Hälft wagtratn. Nur noch siebn Mahd durftn leise un sachte singe, un ane anzige Flet spielet ängstlich; denn immer wiedr saht de huhe Kritik: „Zu laut, immer leiser, so leise ihr könnt!“ Mit dr Zeit sei mr nu ah vorwärts kumme mit unnerer Sending. Aner nochn annern is ans Mikrophon nahgetratn, manchn hot vur Angst alles wehgeta, un do sullte mir ah noch frehliche Gesichter machn! Sonst hot uns dr Härtel Erich beim Redn immer zen Lachen gebrocht, doch dan ging's 'm sei genau esu, als r drahkam.

Drunter nei hattn mr obr arscht emol tichtig Hungr. Do mußt e Gung vor alle wos in dr Bäckerei huln, dos hat de Lamsgeister wieder aafgefrischt. Als de ganze Sending aafgenumme war, warsch halb elfe. Mr warn alle ganz mied, denn dosmol huttn se uns is Wartn richtig beigebrocht!

Ein Tellerhäuser Mädel.

Gegen den Strom

Sachsen, das Industrieland an der Grenze, das in den schweren Zeiten des deutschen Volkes immer die Not am tiefsten mitfühlen mußte und immer hart zu kämpfen hatte, um sich wieder aufzurichten, dieses Land hat eine Jugend, die als erste die Fackel des Führers mit in ihre Hände nahm und viel verspottet, verhaßt und verfolgt einen bedeutungsvollen Weg ging.

Nichts hat sie abbringen können und nichts hat sie lau gemacht, bis schließlich alle in ihren Reihen und hinter ihrer Fahne marschierten.

Ein Plauener Mädel, das von Anfang an das Wachsen und Werden der sächsischen Hitler-Jugend miterlebte, erzählt anläßlich der Wiederkehr des zehnten Gründungstages der sächsischen Hitler-Jugend:

Was wir heute an Stoßkraft nach außen aufbringen können, das mußten wir früher der „Diplomatie“ zuwenden, mit der wir unsere Gemeinschaft in ihrem äußeren Gerüst erhielten. Auf vielen Umwegen, und immer wieder mit geschickten Tarnungen mußten wir versuchen, Rechte und Vergünstigungen der Vereine mit beanspruchen zu können, die zum Beispiel bei der Benutzung von Jugendherbergen, beim Abhalten von Tagungen und Kundgebungen, bei Zuschüssen und Fahrpreisermäßigungen eingeräumt wurden. — So kam es, daß wir uns dem „Bund zur Pflege der Jugend, e. V.“ anschlossen.

Lange Sitzungen waren damit verbunden, an denen zwei von uns, ein Mädel und ein Junge, anwesend waren. Besonders über die Statuten des Vereins, die damals gerade aufgestellt wurden, beriet man sehr viel und sehr lange, weil man sich nicht einig werden konnte, ob es vielleicht doch zu gewagt sei, wenn man die Bestrebungen des „Bundes zur Pflege der Jugend, e. V.“ mit „national“ bezeichnete.

Für unsere Sprecher waren diese Sitzungen immer Qualen, und sie erklärten uns oft danach, sie könnten nun bald nicht mehr länger schweigen, sondern müßten endlich einmal richtig loslegen. Nicht lange brauchten wir mehr zu warten, da kam ein frischer Wind:

Mitte August 1926 wurde im Vogtland eine Jugendherberge eingeweiht. Die einzelnen Gruppen des Vereins waren selbstverständlich dabei. In einer der letzten Sitzungen war nun beschlossen worden, daß bei dem Marsch vom Rittergut bis zur neuen Herberge diejenige Gruppe die Führung übernehmen sollte, die im Verhältnis zu ihrer Mitgliederzahl am stärksten vertreten war. Zum größten Leidwesen der übrigen Gruppen waren wir das.

Man versuchte uns zum Verzicht auf die Spitze zu bewegen und versprach uns schließlich, daß wir gleich als zweite Gruppe hinter dem Jungdo-Wimpel marschieren sollten. Das hätte man nie tun dürfen. Worte flogen herüber und hinüber, alle Feindseligkeit, die bis jetzt aufgespeichert war, schien auf einmal loszubrechen, und wie mit einem Schlag stand eine breite Front gegen uns. Alle Verhandlungen unseres Führers und unserer Führerin waren zwecklos, es gab also nur noch einen Weg: Rechtsum und Abmarsch. Man sah uns empört nach . . .

Wir zogen in das Dorf zurück. In unseren Gesprächen wurde uns an diesem Tage noch klarer bewußt, wie allein wir dastanden und was uns von den andern schied. Um so entschlossener wurde unser Wille, zusammenzuhalten und weiter durchzuhalten.

Als unser Gruppenführer dann von einem Holzstoß zu uns sprach und unser Lied aufklang, da sahen wir uns schon am Ziel, um das wir dann noch so viele Jahre zu streiten hatten.

Ein Plauener Mädel.

HJ-Führer und BDM-Führerinnen über „Das Deutsche Mädel"

Die Zeitschrift „Das Deutsche Mädel" ist ein unentbehrliches Hilfsmittel der nationalsozialistischen Mädelarbeit geworden. Sowohl der frische Ton der Hefte als auch deren geschmackvolle Ausgestaltung sind dazu angetan, für die Zeitschrift zu werben. Ich werde mich selbst gern dafür einsetzen.
gez. Hans Schmitz, Gebietsführer Pommern

Für mich selbst ist die Zeitschrift ständig Schulungsmaterial und neuer Ansporn zur Arbeit. Für manche Sportstunde und manchen Heimabend ist „Das Deutsche Mädel" der Urheber. Die feinen Bilder und Anregungen für unsere Werkarbeit werden uns im Herbst und Winter noch mehr Freude machen.
gez. Hilde Triemer, Jungmädeluntergauführerin

Mit Spannung erwarten wir jeden Monat unser „Deutsches Mädel". Es gehört uns, ist echt durch und durch. Darum geben wir es auch den Mädeln und Außenstehenden so gern in die Hand, weil es deutlich sagt: „Seht, so sind wir!" Einfach, unkompliziert, sauber im Denken und erfüllt von dem Glauben an eine große Zukunft.
gez. Margot Kolkwitz, Mädelschaftsführerin

Für uns Führerinnen ist jedes neue Heft ein Meilenstein auf unserem Weg. Wir sehen daran, wie weit wir in unserer Arbeit gekommen sind und finden zugleich neue Ausrichtung für alle Aufgaben, die noch vor uns liegen. Da steht nicht allein die weltanschauliche Auseinandersetzung auf der ersten Seite, nein, nun folgen Berichte aus unserer Arbeit in allen deutschen Landschaften, wo wir Mädel im Bund stehen. Wir freuen uns, wenn wir gleiche Erlebnisse finden und sehen auch, wie man es anders anpacken könnte. — Ob zum Schaukasten, zur Bastelmappe oder beim Heimabend — überall hilft uns „Das Deutsche Mädel" weiter.
gez. Irene Geisler, Mädelscharführerin

Neben Text und Bild beachte auch den Anzeigenteil!





Alle Musikinstrumente! BDM.-Gitarren, Lauten, Blockflöten usw. handgearbeitet. Hauptkatalog 40 gratis! Ratenzahlg.
Max & Ernst Fischer Werkstätte Markneukirchen Gegr. 1895

Beachte die Anzeigen

Werbung bringt Gewinn

RIM das große Harmonika-Versandhaus. Verlang. Sie kostenlos unseren lesenswert. Harmonika-Katal. M
MÜNCHEN Bayerstraße 25.

„Das Deutsche Mädel" gehört auch in Ihren Werbeetat



Sommersprossen, lästige Haare, Muttermale, Warz., Pickel, gr. Haare usw. beseit. sich. schnell LAMODA. Ausk. u. Broschüre kostenl. d. Frau Kirchmayer Burghausen D136 Baden



Verhütet Gletscher- und Sonnenbrand
Creme und Nußöl
Erhältlich in Drog. und Parfüm.
Preise: 60 Pfg. u. 1 Mark

UNTERRICHT UND AUSBILDUNG

Haushaltungsschulen - Soziale Frauenberufe

Nördlingen / Bayern

Ev. Haushaltungsschule mit Internat

1. **Hausw. Fortbildungsschule**, 1—2jährige Lehrgänge
2. **Dreiklassige Haustöchterschule.** Ziel: mittlere Reife
3. **Einjähr. hauswirtsch. Frauenschule**, auch Halbjahrkurse
4. **Einjähr. Haushaltpflegerinnenkurs** mit staatl. Prüfung
5. Haus- und landwirtschaftl. **Winterkurs** f. Landmädchen
6. **Hausgehilfinn.- u. Kinderpflegerinnenschule**, 1½ Jahre
7. **Töchterheim** für Schül., die das Städt. Lyceum besuchen

Mäßige Preise. Leitung: Neuendettelsauer Diakonissen

Das Sophienhaus in Weimar
Mutterhs. m. 400 Schwestern u. 140 Arbeitsfeld., nimmt ernstges. junge Mädch. auf. Ausbildg. erfolgt unentgeltl. Die angeschl. staatlich anerk. Säuglingspflege-Schule stellt jederz. Schülerinnen mit höh. Schulbildg. ein. Anfr. an Sophienhausverwaltung, Weimar.

Landerziehungsheim für Mädchen + Burtenbach-Mindeltal (Schwaben)
a) **6klass. Lyzeum.**
b) **Frauenschule.**
Ausbildung in Haushalt, Landwirtschaft und Gartenbau. **Beide Schulen staatl. anerkannt.** Gesunde Lage, Park, Sport- und Tennisplatz, Schwimmbad. Prospekte zu a) od. b) kostenlos durch die Heimleitung.

Senden Sie uns **bitte rechtzeitig** Ihre Anzeigen-Manuskripte, da wir am **14. jeden Monats** die Annahme abschließen müssen.

Kassel, Ev. Fröbelseminar
Sozialpädagog. Seminar
Hauswirtsch. Vorstufe 1 Jahr, für Abiturient. ½ Jahr. Kindergärtn.-Hortn.-Kursus 2 Jahre, für Absolventinnen der dreijährigen Frauenschulen verkürzt. Lehrgang 1½ Jahre. Jugendleiterinnenkursus 1 Jahr. Internat. Prospekte durch F. Diecke, Oberin

Maria Keller Schule
Thale Harz
Frauenschule der NS-Volkswohlfahrt
Staatlich anerkannt.
Berufsausbildung
3. Fürsorgerin, Jugendleiterin, Kindergärtnerin und Hortnerin, Kinderpflege- und Haushaltgehilfin
Hausfrauenklasse
Die Schule ist Internat.

Hauswirtschaftl. Frauenberufe

Lindau - Bodensee
Haus- u. landwirtschaftl. Lehranstalten
Maria - Marthastift
und **Bäuerliche Frauenschule**
Lehrgut Priel (staatlich anerkannt)
Ausbildung: Hausfrauenberuf, Haushaltpflegerin, städtisch u. ländlich. Garten- und Geflügelzuchtgehilfin, Unterklasse der bäuerlichen Frauenschule (Oberklasse in Vorbereitung). Abiturientinnen-Kurse. Mäßiger Pensionspreis. Prospekt Nr. 8 dch. d. Leitg.

Gymnastik — Turnen



Kaufe nur beim deutschen Geschäftsmann

Kranken- und Säuglingspflege

Das **evgl. Mutterhaus zu Bochum-Langendreer** der Westf. Schwesternschaft vom Roten Kreuz nimmt **jg. Mädchen im Alter von 20—28 Jahren** auf, die Liebe zum
Krankenpflegeberuf
haben, (staatl. Examen nach dreijähriger Lehrzeit) gute Allgemeinbildung erforderlich. Bewerbungsschr. mit Lebenslauf an **Frau Oberin Bruhn.**

Deutsches Rotes Kreuz
Schwesternschaft Willehadhaus, Bremen, Osterstraße 1, Krankenpflegeschule im eigenen Krankenhaus, stellt evgl. **Lernschwestern** sowie **tüchtige ausgebildete Schwestern u. Säuglingsschwestern,** mit guter Schulbildung ein Alter 20-30 Jahre Meldungen mit Lebenslauf, Bild und Rückporto an die Oberin.

Deutsches Rotes Kreuz Schwesternschaft **Oranien** sucht gebildete Lernschwestern ab 20 Jahre. Lebenslauf und Porto an die Oberin. **Wiesbaden, Schöne Aussicht 41**

● **Mutterhaus** ● Deutsches Rotes Kreuz Bad Homburg v. d. H. nimmt junge Mädchen i. A. v. 19 bis 25 J. als Schülerinnen für d. Allgem. Krankenpfl. auf. Beding. d. d. Oberin.

Mütter- u. Säuglingsheim Tenever bei Bremen Ausb. als Säuglingspflegerin u. Säuglingsschw. (Staatsex.) Beg. d. Lehrg. am 1. 4. u. 1. 10. Näh. d. d. Oberin.

Im Säuglingsheim **Arnstadt i. Th.** finden junge Mädchen
Ausbildung i. d. Säuglingspflege
mit abschließendem Staatsexamen in 1- u. 2jähr. Kursen. Näheres durch die Leiterin

Deutsches Rotes Kreuz, Schwesternschaft Saarbrücken
nimmt junge Mädchen im Alter von 20—30 Jahren mit guter Schulbildung, schwesterlicher Gesinnung als Schwesternschülerinnen auf. Meldungen mit Lebenslauf, Bild Zeugnissen und Rückporto an die Oberin.
Saarbrücken, Virchowstr. 7

Zur Ausbildung von Schwestern für die staatlichen Kliniken und Landesanstalten werden am 1. Juli und 1. Januar geeignete junge Mädchen als
Lernschwestern
aufgenommen. Bedingungen: nationalsozialistische Gesinnung der Bewerberinnen und ihrer Familie, tadelloser Ruf, volle Gesundheit, gute Schulzeugnisse. Alter nicht unter 19 Jahren. Ausbildung kostenlos, Taschengeld wird gewährt. Aufnahme in den begonnenen Kurs ist noch bis Ende Juli möglich. Anfragen und Meldungen an die
Staatl. Schwesternschule, Arnsdorf, Sachsen (bei Dresden).

Die deutsche Rot-Kreuz-Schwesternschaft
Märkisches Haus für Krankenpflege
(40 verschiedenartige Arbeitsgebiete) nimmt junge Mädchen mit guter Schulbildung als
Lernschwestern
auf ½ Jahr hauswirtschaftliche und pflegerische Vorschule — 2½ Jahre krankenpflegerische Arbeit nebst theoretischer Ausbildung auf allen Gebieten der Krankenpflege. Danach je nach Begabung Spezialausbildungen der verschiedensten Art. Laufende Fortbildung.
Zur Zeit werden auch gut ausgebildete
Probeschwestern
aufgenommen. Anzeigen mit Lebenslauf, Zeugnisabschriften und Lichtbild sind zu senden an
Frau Oberin Port,
Berlin NW 40, Scharnhorststraße 3, Märkisches Haus für Krankenpfl. im Augusta-Hospital

Deutsches Rotes Kreuz
Mutterhaus Augusta-Hospital, Breslau X, Blücherstr. 2/4, staatlich anerkannte Krankenpflegeschule, nimmt jederzeit junge Mädchen mit guter Familienerziehung als **Lernschwestern** auf, die über den Abschluß einer gehobenen Schulbildung verfügen. Alter 19 bis 30 Jahre, 3jährige Ausbildung mit staatlicher Krankenpflegeprüfung. Meldungen an die Frau Oberin mit ausführlichem handschriftlichen Lebenslauf u. Lichtbild. Rückporto



